UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Tambour von Wagram

Saint-Hilaire, Emile Marco de

Leipzig, 1846

urn:nbn:de:hbz:466:1-60002

Visual Library

Ч

Der

Tambour von Wagram.

Von

E. M. de Saint-Hilaire.

Rubens.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Georg Lotz.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.

1846.

03
SZ
1077

Universität-Gesamthochschule
Bibliothek
Paderborn

89/9077

Der
Tambour von Wagram.

1.

Der kleine Wachtposten der Manufactur.

Zur Zeit des Directoriums befand sich auf der Straße, welche von Saint Cloud nach Severs führt, dicht bei dem Dorfe Bellevue, ein kleiner Ort von zwei Häuserreihen, welche, obgleich etwas getrennt, dennoch einen Winkel bildeten. Die eine derselben blickte auf die Anhöhen von Bellevue, die andere auf die Chaussee von Severs, und auf eine der Pforten, welche in den Park von Saint Cloud führten. Die letztgenannte bestand aus einem Gebäude von schlechtem Aeußeren, mit Schiebefenstern und mit einer eisenbeschlagenen Thür, welche auf die Landstraße hinaus ging. Dieses unansehnliche,

ein Stockwerk hohe Haus diente vor ungefähr 50 Jahren den Gebrüdern Seguin als Magazin, wo sie das von ihnen gefertigte Leder aufbewahrten, welches sie später den Lieferanten der Republik verkauften.

Als Bonaparte Consul wurde und Saint Cloud zu seinem Sommer-Aufenthalte wählte, warf man den Blick auf die beschriebenen Gebäude, um daraus einen Wachtposten für die Cavallerie und einen für die Infanterie zu schaffen. Der Ankauf derselben war bald beschickt. Man besserte die Häuser aus, so gut es sich thun ließ, und im Jahre 1802 wurde ein Piket Grenadiere zu Pferde in den geräumigsten Theil derselben gelegt, während ein kleiner Posten Grenadiere zu Fuß das gewesene Ledermagazin besetzte. Da diese Stelle nur einen Flintenschuß von den Manufacturen von Severs entfernt war, so nannte man sie „den kleinen Wachtposten der Manufactur, einen Namen, den sie noch 1815 führte, wo das feindliche Militair dort so großen Schaden anrichtete, daß die Civilliste Ludwigs XVIII. es nicht für gerathen fand, die Gebäude wieder zu restauriren. Sie stan-

den daher verödet da und wurden nicht benutzt, wie man sie noch heutigen Tages sieht.

Zur Zeit des Consulats und des Kaiserreichs war dieses Wachthaus schon weit entfernt, den holländischen Gebäuden dieser Art zu gleichen, die Wouvermann und Vandermeulen so unvergleichlich auf die Leinwand übertrugen. Vier gespaltene Mauern, mit Sprüchen und plumpen Figuren bemalt, zeigten sich dem Beschauer; ein Ofen aus Eisenblech, ein gebrechlicher Tisch, der zugleich zum Essen und Rapportschreiben diente, ein schwarzes Feldbett, das vortrefflich mit dem mährchenhaften Bett des Procustes verglichen werden konnte, so schmal und kurz war es, zwei Bänke von rohem Holze und ein altmodischer Kirchenstuhl für den Befehlshaber des Postens, bildeten das ganze Ameublement dieser räucherigen Speluke, die besser zu dem Aufenthalte einer Diebsbande, als für brave Soldaten paßte.

Am Ende des Hofes, welcher von dieser Seite von den Gärten der Manufactur nur durch eine Planke geschieden war, befand sich ein Brunnen und einige Schritte weiter eine Art kleiner Stall, Violon geheißen, der zum Gefängniß dienen sollte,

wenn sich ein Soldat widerspenstig oder betrunken zeigen würde; Fälle, welche indeß in den Garderegimentern so selten vorfielen, daß während der Zeit, daß der Posten hierher gesetzt war, das kleine Gefängniß niemals einen Einwohner erhielt; ja man behauptet, daß nicht einmal ein Schlüssel zur Thür desselben vorhanden gewesen sey.

Das Piket Cavallerie, welches sein Quartier in dem geräumigsten Wachthause hatte, bestand aus dreißig Mann, welche von einem Lieutenant commandirt worden. Die Pferde waren immer gesattelt und gezäumt. Sie wurden aber nur zur Escorte verwendet. Der Wachtposten Infanterie bestand nur aus zwölf Mann, von einem Sergeanten und Corporal commandirt, denen man noch einen Tambour beigab, weil der Befehl lautete: daß, wenn der Posten Infanterie noch so klein wäre, die Soldaten zu den Waffen greifen müßten und ein Tambour die Trommel rühren sollte, sobald der Kaiser vorüberkäme. —

An einem heißen Julitage des Jahres 1806 befand sich der Sergeant Bonneville, von der zweiten Compagnie des ersten Bataillons der alten Jägergarde, als Commandirender auf dem kleinen

Wachtposten der Manufactur, der nur eine Bedeutung erhielt, der Nähe des Parks von Saint Cloud wegen, wo Napoleon sich oft Tages ja zuweilen Nachts erging. Mehr als einmal ließ er sich auf diesen nächtlichen Wanderungen, nur von Duroc und dem diensthuenden Adjutanten begleitet, die Pforte des Parks, dem Wachtposten gegenüber, öffnen, um die Wachsamkeit seiner alten Brummbärte selbst zu prüfen. Diese kaiserlichen Besuche waren nicht häufig, aber sie konnten jederzeit stattfinden, und der diesmalige Befehlshaber hielt mit der größten Strenge darauf, daß die Schildwachen um zehn Schritte in der Länge und der Breite den Posten überwachen mußten.

Bonneville, den wir mit Recht von Bonneville nennen können, denn er gehörte zu einer alten 1792 emigrirten Familie, Bonneville war, wie schon bemerkt, ein streng pünktlicher Soldat, von redlicher Sinnesart und von ausgebildetem Geiste, wie die alte Garde zu jener Zeit mehrere Unteroffiziere zählte. Ob er gleich noch jung schien, so zeigten doch zwei Streifen am linken Aermel über der goldenen Galone, die seinen Rang bezeichnete, seine geleisteten Dienste an; nichtsdestoweniger hatte

er noch keine Decorirung empfangen, eine Ausnahme, die man bei den Soldaten der alten Garde nur selten antraf.

Das Gesicht des Sergeanten, von der Sonne aller Länder Europa's gebräunt, war ein Bild der männlichen Schönheit, welche die alten Soldaten der Republik und des Kaiserreichs so häufig zeigten. In seinem Blick und in dem feinen Lächeln, welches zu Zeiten den schönen Schnurrbart hob, lag etwas Würdevolles, zugleich aber auch etwas Spöttisches, das einen auffallenden Contrast zu den einfachen Physiognomien der übrigen Soldaten darbot. Seine Haltung war edel und regelmäßig. Er war in der Compagnie eben nicht beliebt, theils seiner Strenge wegen, die gewißermaßen sprüchwörtlich geworden war, theils hielt man ihn für seinen Rang noch zu jung und zu kurze Zeit im Regimente.

Als der Sergeant Bonneville als Commandirender des kleinen Wachtpostens der Manufactur installirt war, machte er seine Leute mit der Ordre folgendermaßen bekannt: „Meine Herren, *) ich

*) Die alten Soldaten der Garde wurden von den

erkläre hiermit, daß zwei Tage Polizei-Arrest denjenigen von Ihnen bestrafen werden, welche dem Befehl zuwider die den Schildwachen angewiesene Distance überschreiten sollte." — Ein leises Gemurmel erhob sich unter den bärtigen Kriegern, von denen der Jüngste sich aus dem ersten Feldzuge in Italien herschrieb. Der Einzige, welcher seinen Verdruß laut aussprach, war der Tambour Romeuf, welcher, mit dem Zeichen der Ehrenlegion geschmückt, ob er gleich erst fünfundzwanzig Jahre zählte, es nicht einmal der Mühe werth hielt, seine Ausdrücke abzuwägen.

„Gesteht mir, sprach er so laut, daß Bonneville ihn recht gut verstehen konnte, unser Sergeant, der noch nicht einmal decorirt ist, hat von uns einen guten Glauben: er nimmt uns für Eideren, die, um sich zu erfrischen, in die heiße Sonne gehen, welche im Stande ist, den Dom der Invaliden an-

---

Unteroffizieren immer „Herren" genannt. In diesem Corps herrschte eine Art aristokratischen Tones. Die Soldaten dutzten sich nicht, wie bei andern Regimentern. Napoleon allein nannte sie „Du," und auch nur diejenigen, welche die ersten Feldzüge in Italien mitgemacht hatten.

zuzünden. Eine schöne Manier der Erfrischung das! So sieht er die Dinge an!"

„Die Dinge ansehen," diese Worte fügte der Trommelschläger jeder seiner Rede bei, er variirte nur die Art und Weise, wie er sie anbrachte; Umstände, jedesmalige Zuhörer und seine eigene Laune bestimmten diese. War er zufrieden, so lächelte sein Gesicht, seine Augen glänzten und er sprach bewegt: „So seh' ich die Dinge an!" War er verdießlich, war einer seiner Chefs an ihm vorübergegangen, ohne von ihm Notiz zu nehmen, oder hatte dieser gegen ihn einen Tadel ausgesprochen, dann war er finster, unmuthig, seine Stirn zog sich in Falten und er brummte vor sich hin: „So sieht er die Dinge an!"

Der Sergeant Bonneville hatte die Rede des Tambours sehr wohl gehört, da er aber nicht gern streng gegen einen mit dem Ehrenzeichen Geschmückten verfahren wollte, stellte er sich taub und begnügte sich damit, einen ernsten Blick auf Romeuf zu werfen, der ruhig auf einer Bank vor dem Hause saß und den Fahnenmarsch auf dem Holze seiner Trommel schlug.

Romeuf war der Sohn der Liebe einer Mar-

ketenderin des alten Regiments „Königliche Dragoner." Einige Monate nach seiner Geburt schon starb seine Mutter, ohne daß sie den Namen vom Vater des Kindes genannt hatte. Die Dragoner fanden den armen Kleinen auf einem Kartoffelsack, wie er gar jämmerlich schrie. Da der Vater sich nicht meldete, nahm sich das Regiment des Kindes an; ein alter Brigadier, der einst Trommelschläger gewesen war, gab sich besonders mit seiner Erziehung ab.

In seinem achten Jahre debütirte der kleine Mann als Querpfeifer, dann stieg er zum Grade des Tambours. Später folgte er dem General Bonaparte nach Italien, wo ihm sein Muth Ehren-Trommelschlägel verschaffte. Nachher empfing er das Kreuz der Ehrenlegion und trat in die Consular-Garde ein und dann in die alte Garde, immer in der Eigenschaft als Tambour. Ueber alle Maßen tapfer, ehrgeizig wie ein Marschall des Reichs, ein Großsprecher wie es keinen wieder gab, war Romeuf zu gleicher Zeit stolz und niedergeschlagen; stolz das Kreuz errungen zu haben und schon in der Garde zu dienen; niedergeschlagen, weil ihm jede Art von Unterricht abging.

Im Tumult der Schlachten, die er mitgemacht, hatte es ihm durchaus an Gelegenheit gefehlt, nur Lesen und Schreiben zu lernen. Diese gänzliche Unwissenheit machte ihn unwillig und bitter gegen diejenigen, welche unterrichteter waren, und dadurch weiter kommen konnten. Trotz dem allen war Romeuf ein tüchtiger Soldat und ein guter Kamerad, er war munter und pikant in seinen Gesprächen und untermischte sie mit den drolligsten Einfällen und mit höchst originellen Redensarten. Nur von kleiner Gestalt, doch höchst kräftig und gewandt, vereinte er die Behendigkeit eines Affen mit dem Muthe des Löwen.

Nach dem Sergeanten Bonneville und dem Tambour Romeuf war die bemerkenswertheste Person auf dem kleinen Wachtposten der Manufactur unbezweifelt der Jäger Toubers, den man im Bataillon den Narbigen nannte, einer großen Schmarre wegen, welche über sein ganzes Gesicht lief und bläulich anzusehen war, wenn er sich ruhig verhielt, aber ganz schwarz wurde, wenn er in Heftigkeit gerieth. Der Narbige war bei seinen Cameraden sehr in Ehren gehalten, sie schätzten ihn als einen der besten Soldaten. Groß und mager, hatte die-

ser würdige Repräsentant der alten Garde eine ächt militairische Physiognomie und flößte seiner nächsten Umgebung den größten Respect ein. Napoleon selbst ging nie an dem Narbigen vorüber, ohne mit den Augen die furchtbare Schmarre zu messen, welche sich von seiner rechten Schläfe bis unter die linke Seite seines Kinnes hinzog.

Nach der Mittheilung der Ordre durch den Sergeanten, und den kleinen Redensarten und dem Gemurmel, die dem folgten, war eine gewisse Ruhe auf dem kleinen Wachtposten wieder eingetreten und jeder hatte die gewohnte Beschäftigung wieder vorgenommen. Romeuf setzte auf der Trommel seine Studien fort, der Narbige ritt auf einer der Bänke und knetete in seiner hohlen Hand sich Rauchtabak zusammen, um ihn gelegentlich in den Mund zu spendiren. Bonneville, der nicht rauchte, der sich aber häufige Prisen Tabak schmecken ließ, ging vor dem Wachthause auf und ab und drehte eine kleine silberne Dose zwischen den Fingern. Bald entspann sich ein Gespräch unter den Soldaten über einen kürzlich vorgefallenen Streit zwischen zwei Grenadier-Capitainen, veranlaßt durch den Vorzug, den der Obrist dem einen von ihnen angedeihen

ließ. Unser Sergeant gab sich ganz das Ansehen, als achte er nicht auf die verschiedenen Meinungen und Reden, er verlor aber nicht ein einziges Wort von dem, was gesprochen wurde.

„Aber diese Affaire, bemerkte einer der Soldaten, indem er sich an den Corporal wandte, hat nichts gemein mit der von Houarne und Lamourette?"

„Nein, erwiderte der Corporal Marteau, ich selbst war der Zeuge Houarne's. Nichtsdestoweniger war Lamourette ein elender Possenreißer, während der Capitain Vandembourg — —"

„Corporal, erzählt uns die Sache, unterbrach ihn der Tambour, zu jener Zeit ward ich im Hospital Gros Caillou festgehalten, mich plagte das verdammte Fieber."

„Gern, versicherte der Corporal Marteau. Der Fourier Lamourette war ein guter Gesellschafter, nur lachte er gar zu viel, während der Sergeant Houarne nur lachte, wenn es grade passend war. Eines Abends, als die Unteroffiziere Billard spielten, entspann sich zwischen den zwei genannten Kameraden, einer ungewissen Carambolage wegen, ein Streit, der am andern Tage mit den Waffen

in der Hand ausgeglichen werden sollte. Lamourette war tapfer und muthig, Houarne gab ihm darin nichts nach, nur war er sicherer und fester mit dem Säbel in der Hand. Im Dienste über den Fourier stehend, nahm er die Herausforderung desselben an, um ihm eine tüchtige Lehre in einer derben Wunde zu hinterlassen. Als sie einander gegenüberstanden, versetzte der Sergeant seinem Gegner einen Schlag nach dem Fuße, das war aber nur eine Finte, denn während der Fourier unten pariren wollte, hieb er demselben mit seinem Säbel so furchtbar über das Gesicht, daß die Pfeife, welche Lamourette im Munde hatte, in Stücken auseinander flog."

„Der Schwergetroffene senkte seine Waffe und sprach im lächelnden Tone zu seinen Kameraden: „Meine Herren, ich will den Verlauf des Kampfes bis morgen verschieben, aber ich werde mich mit einer Maske versehen, denn der Sergeant, den ich sehr respectire, könnte seine Ungeschicklichkeit so weit ausdehnen, mich um ein Auge ärmer zu machen." — Diese Aeußerung machte uns lachen und die Sache war zu Ende."

„So sah Der die Dinge an, sprach der Tam-

bour, aber der Sergeant Houarne muß auch ein tapferer Soldat gewesen seyn! Er gleicht nicht einigen seiner Herren Collegen, die eben keinen großen Kampfesdurst mit sich herum tragen." —

Bei diesen Worten blinzelte Romeuf mit den Augen nach dem Sergeanten hin und blickte dann lächelnd auf die Soldaten.

Bonneville, der die Anspielung nicht zu verstehen schien, setzte seine Promenade ununterbrochen fort, als man plötzlich in der Ferne das Wirbeln einer Trommel vernahm. Der Sergeant hemmte seinen Schritt und horchte mit Aufmerksamkeit hin.

„Ruhig, meine Herren, Acht gegeben!" rief er endlich.

„Es ist nichts, Sergeant, entgegnete der Corporal, es ist der Tambour vom Posten bei den großen Ställen, in deren Nähe zu Saint Cloud man das dienstthuende Bataillon casernirt hat. Er rührt die Trommel, weil der Kaiser zu dieser Stunde seinen Spaziergang macht."

„Es scheint nichts anders zu thun zu geben, versetzte der Tambour, man sieht so viele Leute jetzt, welche, wie der große Mann, die Arme über einander kreuzen oder die Hände in die Taschen

stecken und auf und ab marschiren, obgleich der Krieg ihre Waffen noch nicht rostig gemacht, ihre Kleidungsstücke noch nicht abgenutzt hat." — Und wieder fiel sein Blick bezeichnend auf den Sergeanten.

Diesmal war die Anspielung zu direct auf ihn gerichret, als daß Bonneville sie ruhig hätte hinnehmen können. Er drehte sich rasch zum Tambour hin, blickte ihm starr ins Gesicht und sprach im strengen Tone:

„Wenn ich das seyn soll, auf den Sie mit Ihren Späßen hindeuten, Romeuf, so sind Sie in großem Irrthum. Ich habe die Feldzüge mitgemacht, ich habe mich schon geschlagen, als Sie noch bei der Wärterin waren. Seit einiger Zeit schon bemerke ich, daß Sie gegen mich einen Ton annehmen, der sich nicht ziemt. Wie dem nun auch seyn mag, ich ersuche Sie, das zu unterlassen und mache Ihnen zum letzten Male diese Bemerkung."

„Sergeant, Sie scheinen sich um einige wenige Worte zu ereifern, erwiederte Romeuf spöttisch, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen — wenn Sie indeß die Dinge so ansehen — —"

„Ein für alle Mal, sage ich, schweigen Sie,

Tambour," sprach der Sergeant mit dem Anflug des Zornes."

„Zu den Waffen, zu den Waffen, der Kaiser!" — rief die Schildwacht außen.

Die Soldaten stürzten zu ihren Waffen und, um den technischen Ausdruck der militairischen Theorie zu gebrauchen, stellten sich in Schlachtordnung.

„Richt Euch, schulterts Gewehr! präsentirts Gewehr! commandirte der Sergeant, der sich zur Seite gestellt hatte, als er den Kaiser zu Pferde daher reiten sah, von seinen Offizieren begleitet.

Romeuf hatte kaum die Zeit gehabt, seine Trommel anzuschnallen, und wirbelte eben lustig los, als Napoleon ihm ein Zeichen machte, ruhig zu seyn. Wenn der Kaiser in den Hof eines Schlosses einritt, hatte seine Garde kaum die Zeit, zum Gewehre zu greifen, so rasch war er schon die Ehrentreppe hinan. Eben so ging es dem kleinen Wachtposten der Manufactur; Napoleon war schon von seinem Pferde gestiegen und musterte, die Hände auf den Rücken gelegt, das kleine Peloton.

„Wo ist der Offizier?" fragte der Kaiser, indem er die Reihe der Soldaten überflog, die den Statuen gleich dastanden.

„Sire, erwiederte Bonneville, indem er eherbietig einen Schritt vortrat, bei diesem Posten befindet sich kein Offizier, ein Sergeant commandiert hier."

„So laßt das Gewehr im Arm nehmen, Sergeant."

Seinem Befehle wurde Folge geleistet.

„Warum wagst Du unter den Waffen, in meiner Gegenwart zu lachen?" fragte Napoleon den Narbigen, indem er ihn an dem Schnurrbart zupfte.

„Ich lache vor Freuden, mein Kaiser, daß es mir vergönnt ist, Sie zu sehen," erwiederte der freimüthige Soldat. — Napoleon lächelte nun seinerseits und setzte dann seine Musterung fort, als er bei dem Sergeanten angelangt war, fragte er rasch: „Warum haben Sie noch nicht das Kreuz?"

Seltsamerweise, und wie wir es schon einmal bemerkt haben, war Bonneville von dieser kleinen Schaar der Einzige, dem diese Auszeichnung fehlte.

„Sire, entgegnete er, indem er bescheiden das Auge senkte, ich habe diese Gnade vielleicht noch nicht völlig verdient, unterdessen — —"

„Sergeant, unterbrach ihn Napoleon rasch, wenn

ich jemandem dies Ehrenzeichen zuerkenne, so ist dies keine Gnade, sondern eine Ausübung der Gerechtigkeit. Wenn Sie in dieser Hinsicht nicht sicher sind, so befragen Sie Ihre Soldaten."

Bei diesen Worten spielte ein Lächeln um die Lippen des Tambours, der ungefähr vier Schritte von Bonneville entfernt stand.

„Seit welcher Zeit sind Sie bei der Garde? Zu welchem Corps gehörten Sie, ehe Sie eintraten?" fragte der Kaiser mit demselben raschen Tone.

„Ein Jahr, Sire, antwortete Bonneville ein wenig verlegen, früher war ich Sergeant der Grenadiere im 84. Linienregiment."

„Da hat Gnade gegen Sie gewaltet, denn Sie hätten erst nur Jäger seyn müssen! Bedeutet das denn so wenig, Unteroffizier in meiner Garde zu seyn?" — Bei diesen Worten wandte er sich zu den übrigen Soldaten, die nicht zu athmen wagten, um nur die Rede des Kaisers recht genau zu hören. „Ich kenne viele brave Lieutenants, die gern an Ihrer Stelle wären."

Napoleon ging weiter, machte aber vor dem Tambour Halt, dessen Haltung und Physionomie ihm zu gefallen schienen. Der Kaiser richtete seine

Blicke auf die Brust des Tambours und gewahrte das Ehrenzeichen der Tapferkeit. „Ich bin fest überzeugt, sprach er, daß dieser da es wohl verdient hat. Wie viel Jahre dienst Du schon?"

„Achtundzwanzig Jahre, Sire," entgegnete Romeuf, indem er sich leicht verneigte.

„Wie, Achtundzwanzig Jahre! rief Napoleon, indem er die Gestalt des noch so jungen Tambours betrachtete. Du bist ja selbst kaum fünfundzwanzig!"

„Das ist wahr, mein Kaiser, aber Sie wissen, daß die Dienstjahre doppelt zählen, es giebt sogar welche, die dreifach zählen müßten. So sehe ich die Dinge an!"

„Wann bist Du in meine Garde getreten?"

„Noch ehe sie eingesetzt wurde, Sire."

„Ha, ich verstehe, Du warst schon in der Consulargarde."

„Ganz recht, mein Kaiser."

„Bei welcher Affaire bekamst Du das Ehrenzeichen?"

„Bei dem großen Brande im Feldlager von Boulogne."

„Das nennst Du einen Brand?"

„Sire, so sehe ich die Dinge an!"

„Das ist ein drolliges Original, sprach Napoleon, indem er sich zu seinen Offizieren wandte. Wie geht es zu, daß ich diesen Spaßvogel bisher noch nicht gesehen habe? Dein Name?" fuhr er fort.

„Mein Kaiser, ich nenne mich Raymond Romeuf, genannt Rosignolet, geboren in Novourdin, im Departement der Rhone."

Bei diesen Worten konnte der Monarch ein Lächeln nicht unterdrücken, denn die vielen mit R. anfangenden Worte wurden von dem Tambour mit dem Schnarren des Trommelns ausgesprochen. Bald aber nahm er seinen völligen Ernst wieder an und sprach im trocknen Tone:

„Das ist etwas anders, ich kenne Dich nicht."

„Entschuldigen Sie, mein Kaiser, Sie kennen mich ganz gut. Ich war es ja, der hinüberschwamm, als die Oesterreicher die Brücke von Arcole beschädigt hatten. Erinnern Sie sich dessen nicht? Zum Beweis habe ich ein Certificat von der eignen Hand meines Kaisers. Da unten in Egypten da war ich es wieder, der mit zuerst in Alexandrien einzog — zum Willkommen bekam

ich eine derbe Ladung Steine auf den Kopf, die mir mein Tschako verdarben. Ich, ich war es, der im vorigen Jahre auf meiner Trommel den berühmten Cotillon von Austerlitz wirbelte. Sie müssen sich dessen besinnen, mein Kaiser. — Ich war es wieder, der — —"

„Kann seyn, kann seyn, entgegnete Napoleon ungeduldig, doch weiß ich es nicht mehr. Du hast früh das Pulver gerochen und bist jetzt in guter Schule."

„Ja wohl, mein Kaiser, so sehe auch ich die Dinge an," erwiederte Romeuf lachend.

Napoleon war jetzt bis zu dem Narbigen zurückgekommen. „Hast Du nichts von mir zu begehren, mein Alter, Tapferer?" fragte er freundlich.

„Für den Augenblick nichts, Sire, antwortete der Soldat der alten Garde bewegt, späterhin, wenn nicht eine Kugel — — dann später ein Plätzchen bei den Invaliden."

„Das so spät als nur möglich, Du muthiger Veteran, sprach Napoleon, stieg dann wieder zu Pferde und rief: Adieu, Adieu, Kinder, auf Wiedersehen!"

„Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!" rief das kleine Peloton, und Romeuf schlug seine Trommel aus Leibeskräften.

„Bald entzog eine große Staubwolke den Kaiser und sein Gefolge den Blicken der Nachschauenden.

2.

Die Folgen des Enthusiasmus.

Als die bärtigen Krieger sich wieder in der Wachtstube versammelt hatten, ging der Mund über von dem, was das Herz erfüllt; sie unterhielten sich nur von ihrem Kaiser, der seine Freude darin fand, seine Kampfgenossen aufzusuchen, um ihre Bedürfnisse kennen zu lernen. Die derbe Offenherzigkeit und die naive Vertraulichkeit der Tapferen mißfielen ihm nicht; selbst ungeziemende Dinge in ihren Antworten schien er zu Zeiten nicht gehört zu haben; auch gab er nie zu, daß man sich über dergleichen Ausdrücke in den Tuilerien lustig machte; er wußte, daß seine Soldaten ihn bis zur Anbetung

liebten und daß die kleinste gleichgültigste Unterredung, welche er einmal mit einem von ihnen führte, in dem Leben desselben als höchste Denkwürdigkeit betrachtet wurde. Auch schien er gewissermaßen für den Moment diejenigen zu sich zu erheben, die er auf diese Weise mit seinem Vertrauen beehrte, und er mochte nicht, daß das, was von ihm ausging, oder auf ihn Bezug hatte, unter einem seiner kaiserlichen Würde weniger günstigen Gesichtspunkte angesehen wurde, besonders, da die meisten seiner Großoffiziere selbst die Muskete getragen hatten und aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen waren.

Der Besuch Napoleons hatte im kleinen Wachtposten die freudigste Stimmung hervorgerufen und niemand dachte mehr daran, daß der Streit, welcher zwischen dem Sergeanten Bonneville und dem Tambour Romeuf auszubrechen im Begriff stand, Folgen haben könne, als ein kleinlicher Umstand denselben wieder anfachte.

„Es ist kein Wasser im Kruge, sprach Bonneville, der so erhitzt war, daß der Schweiß seine Stirn bedeckte, es muß welches geholt werden. Wer hat den Dienst?"

Alles blieb still, niemand beantwortete seine Frage.

„Hat mich niemand gehört, meine Herren? fragte der Sergeant, indem er selbst den blechernen Eimer auf den Tisch setzte. Man gehe und hole Wasser aus dem Brunnen im Hofe!"

Keiner der Soldaten wich von seinem Platze.

„Die da das Kreuz tragen, sind von solchem Dienste frei," erwiderte keck der Tambour.

Diese Rede mußte Bonneville verletzen, er zitterte, wandte sich rasch zu dem Sprecher und befahl: „Grade Ihr, der Ihr hier der Niedrigste im Range seyd, Ihr geht jetzt und holt das Wasser!"

„Ich, ich! rief Romeuf, indem er lebhaft aufsprang, das ist zum Lachen, Sergeant! Wenn ich wirklich ginge, so wäre es ein Gefallen, den ich meinen Kameraden erwiese, Euch aber nicht. Ihr wißt selbst, Euch thut man nicht gern etwas zu Liebe, noch so eben hat es der Corporal hier ausgesprochen."

Die Beleidigung war zu groß, Bonneville konnte dazu nicht schweigen, auch fühlte er, daß er jetzt auf jeden Fall seine Autorität beweisen müsse.

Ohne Zorn und ohne Heftigkeit zu zeigen, antwortete er mit Ruhe, welche indeß nur scheinbar war:

„Gehorsam gegen den Vorgesetzten, ist die Pflicht eines jeden Soldaten, und denen, die auf ihrer Brust ein Ehrenzeichen tragen, geziemt es, in diesem Gehorsam mit gutem Beispiel voran zu gehen. Um dem Tambour Romeuf von dieser Wahrheit zu überzeugen, bestrafe ich ihn mit zwei Tagen Polizei-Arrest, in den er sich morgen sogleich nach dem Ablösen der Wache begiebt."

„Wie, fiel ihm der Tambour in die Rede, indem er mit den Zähnen knirschte, ich, ich soll in Arrest, blos weil ich keinen Durst habe."

„Und ich benachrichtige denselben hierdurch, daß ein Wort der Widerrede den Arrest um einen Tag verlängert."

Bei diesem Zusatze nahm der Tambour seinen Platz von vorhin wieder ein, stützte seinen Arm auf den Tisch und antwortete mit dumpfer Stimme: „Und ich gehe nicht — fest überzeugt, daß es eine Ungerechtigkeit ist. — So sehe ich das Ding an!"

Von diesem Trotze auf's Aeußerste getrieben, konnte Bonneville die Gefühle, welche ihn bestürm-

ten, nicht länger unterdrücken, er wandte sich rasch zu Romeuf und mit vor Zorn bleichen Lippen sprach er:

„Wenn dem so ist, Tambour, so müßt Ihr augenblicklich hinunter ins Violon, dort bleibt Ihr, bis man Euch morgen abholt. Rasch, rasch, man hat Eurer hier nicht mehr nöthig. Corporal, nehmen Sie den Schlüssel und thun Sie Ihre Schuldigkeit."

„Es ist kein Schlüssel dazu," rief eine Stimme.

„Er hat nie mit zu dem vorhandenen Geräth gehört, so lange die Garde diesen Wachtposten besetzt," bemerkte eine andere.

Als der Sergeant gewahrte, daß der Trommelschläger noch nicht einmal von seinem Sitze aufgestanden war, sprang er in großer Heftigkeit auf ihn zu, packte ihn beim Arm und schrie: „so will ich es selbst seyn, der ihn dahin abführt."

Der Tambour, dadurch in die höchste Wuth versetzt, suchte sich von seiner Hand loszumachen, indem er mühsam die Worte hervorstieß: „Sergeant — ich habe das Kreuz — Ihr wagt es, Hand an mich zu legen — wir finden uns mit den Waffen in der Hand! — Ihr seid ein —

ein Garnichts — seht, für so viel achte ich Euch — Ihr seyd — —"

Seine Heftigkeit war zu groß, er konnte keine Worte finden, um seinen ganzen Zorn auszusprechen; er erfaßte Bonneville's Epauletten und versuchte sie herabzureißen.

Die übrigen wachthabenden Soldaten, welche bisher müßige Zuschauer dieses unangenehmen Auftritts gewesen waren, legten sich nun ins Mittel; sie warfen sich auf den Tambour, um ihn von einer Handlung abzuhalten, die in ihren Folgen ihm das Leben kosten konnte.

„Romeuf! Romeuf! riefen sie einstimmig, so laß doch den Sergeanten los, so nimm doch Raison an!"

In diesem Augenblick trat ein Offizier der Jägergarde, der die Runde machte, in das Wachthaus, und war über den Anblick, welcher sich ihm darbot, über alle Maßen bestürzt.

„Was geht hier vor? rief er und begleitete die Worte mit einem derben Fluche. Ein Trommler wagt es, sich gegen seinen Vorgesetzten aufzulehnen, sich zur Wehre zu setzen! Ergreift diesen Burschen alsogleich und führt ihn zu dem Posten

bei den großen Ställen — ich will sogleich den Rapport an den Obristen machen."

„Lieutenant, das sollte hier eigentlich nur ein Spaß seyn," rief der Corporal Marteau, der bleicher als die Uebrigen war, und wünschte, daß die Sache nur leicht genommen würde; aber der Offizier hatte genug gesehen und wußte, was er davon zu halten hatte.

„Ein Spaß? entgegnete er, indem er die Achsel zuckte, mag seyn! Unterdessen aber, Sergeant, geht Ihr auf acht Tage in Arrest. Mit dem Tambour soll kurzer Prozeß gemacht werden. Nun, fügte er hinzu, als er bemerkte, daß die Soldaten sich noch immer nicht anschickten, ihn hinwegzuführen, habt Ihr mich nicht verstanden? Vierzehn Tage Arrest dem, der nicht gehorcht."

Zwei Jäger-Gardisten traten endlich hervor und führten in Begleitung des Corporals Marteau den Schuldigen nach der Wache bei den großen Ställen, ohne daß er den geringsten Widerstand leistete, ohne daß er auch nur eine Sylbe sprach. Es war, als ob mit ihm eine plötzliche Umwandlung vorgegangen war; in einem Augenblick war ihm die ganze Größe seines Vergehens vor Augen getre-

ten, eben so die Folgen, die daraus entstehen mußten. Todtenbleich und niedergeschlagen sprach er nur dumpf die Worte vor sich hin:

„Todtgeschossen! So werden meine Richter das Ding ansehen!".

3.

Gerechtigkeit vor Allem.

Ein solcher Act der Insubordination, wie ihn Romeuf eben verübt hatte, war in den Annalen der alten Garde etwas ganz Unerhörtes; der Schuldige sollte von einem Kriegsgerichte sein Urtheil empfangen. Die Aussagen der Jägergardisten, die mit ihm zu gleicher Zeit den kleinen Wachtposten der Manufactur bezogen hatten, wurden eingeholt. Sie stimmten darin überein, daß, so sehr sie das Benehmen ihres Kameraden tadelten, dennoch der Sergeant Bonneville sich zu sehr von seiner Heftigkeit habe hinreißen lassen, zumal da der Tambour mit einem Ehrenzeichen geschmückt wäre, das

zwischen ihm und seinem Vorgesetzten eine gewisse Vertraulichkeit gestatte, welche, ohne die Disciplin zu beeinträchtigen, selbst vom Kaiser berücksichtigt würde.

Aber die Hierarchie der Grade forderte ihr Recht und dictirte den Mitgliedern der Commission ein strenges Verfahren, dem militairischen Codex gemäß.

Romeuf erschien vor dem Kriegsgericht. Er zeigte dasselbe kalte Blut, dieselbe Sicherheit, welche er stets auf den Schlachtfeldern an den Tag gelegt hatte; durchaus aber nicht die freche Keckheit, welche schlechte Subjecte bis zum letzten Augenblicke darthun, um der weltlichen Gerechtigkeit Trotz zu bieten. Diese Sicherheit des Tambours rührte nicht etwa daher, daß er das Schicksal nicht kannte, das seiner harrte; er wußte sehr wohl, daß das Gericht mit ihm grade sehr strenge verfahren würde, da er durch einen Orden geehrt und zu lange im Dienste war, als daß man ein solches Vergehen hätte leicht ansehen oder gar entschuldigen sollen. So wie ihm das Urtheil gesprochen, mußte er eine demüthigende Degradirung erleiden, und er hatte zu seinen Kameraden, denen es gestattet war, ihn in dem Gefängniß der Abtei zu besuchen, geäußert:

„Nicht mit solchem Trommelschlag glaubte ich die Wache verlassen zu müssen — so sah ich das Ding an! Aber geschehen ist geschehen. Durch Eure Hände also soll ich — — der tiefste Kerker wäre mir nicht so hart! Ihr sagt, ich soll reden, soll mich vertheidigen, wozu das? Ich habe selten recht, und hier habe ich himmelschreiendes Unrecht! Fort also zum letzten Wirbel vor der Ewigkeit. So sehe ich das Ding an."

Die Aussage des Sergeanten Bonneville, der zuerst vernommen wurde, war ganz, wie man es von diesem redlichen, gebildeten Manne erwarten konnte. Er legte sich in diesem traurigen Streite die erste Schuld bei, und bat den Angeklagten, ihm zu vergeben, daß er sich nicht allein von seiner Heftigkeit habe allzuweit hinreißen lassen, sondern daß auch sein Ton unziemlich gewesen wäre, mit dem er den Decorirten, den guten, muthigen Soldaten voll Ehre, zu seiner Pflicht angetrieben habe.

Indem er dies aussprach, war Bonneville so tief bewegt, daß man ihn und nicht den Tambour für den Angeklagten hätte halten sollen,

„Das ist ganz gut, sprach der General Michelin, welcher die Function des Präsidenten bei dem

Gerichte versah, der Hauptpunkt aber, um den es sich hier handelt, besteht darin: ob der Tambour Romeuf die böswillige Absicht hatte, Ihnen die Zeichen Ihres militairischen Grades abzureißen?"

„Nein, Obrist, *) ich glaube nicht, daß Herr Romeuf im Entferntesten diesen Gedanken hegte."

„Ich habe hier aber den Rapport des Offiziers, der die Runde machte und in das Wachthaus eintrat, grade, als der Auftritt stattfand. Die Auseinandersetzung des Lieutenants Lariche ist überaus genau in dieser Hinsicht."

„Der Lieutenant kann sich geirrt haben, Obrist."

---

*) Obgleich die Obristen der Garde-Regimenter Generäle waren, wurde doch die Benennung Obrist von den Soldaten gebraucht. Die Garde hatte überhaupt eine seltsame Organisation, die der der andern Regimenter durchaus nicht ähnlich war. Die Oberoffiziere bildeten einen Etatmajor für sich, er bestand aus einem commandirenden Obristen, einem zweiten Obristen, beide hatten den Rang eines Divisionsgenerals, einem Major und zwei Bataillonchefs. Jedes Garde-Regiment bestand aus zwei Bataillonen und vier Compagnien. — Wir geben diese Details, weil sie zur Verständlichkeit des Folgenden in unserer Erzählung nothwendig sind.

„Das ist Alles noch nicht klar genug, bemerkte der Capitain Dureau, ein Mitglied des Kriegsgerichts, der sich besonders streng gegen Insubordinationsfehler bewies, wenn sie auch noch so geringfügig waren. Uebrigens, Sergeant, fügte er hinzu, indem Sie das Vergehen Romeufs verkleinern wollen, machen Sie seine Stellung nur noch immer schwieriger."

„Wir wollen einen andern Zeugen vernehmen, sprach der Präsident, man rufe den Corporal Marteau."

„Sagen Sie alles, was Sie gesehen haben," fügte er hinzu, als der Gerufene erschienen war.

„Ich habe von der Sache nichts mit angesehen, antwortete der Corporal, ich hatte den Auftrag, den Schlüssel zum Violon zu suchen, der schon seit acht Jahren vermißt wird."

„Gut, setzen Sie sich, ein Anderer trete vor."

Jetzt kam die Reihe an den Narbigen.

Der Narbige marschirte ganz militairisch in den Saal. Als er vor den Herren des Gerichts stand, gab er sich die Stellung des Soldaten, wenn er keine Waffen trägt: die Brust vor, das Auge

starr, den kleinen Finger an die Nath seines Beinkleides gelegt.

„Anwesend," sprach er, ohne sich zu bewegen.

„Narbiger, begann der Präsident im wohlwollenden Tone, Sie waren am 15. dieses Monats mit dem Sergeanten Bonneville und dem Tambour Romeuf zugleich auf dem Wachtposten der Manufactur?"

„Ja, Obrist!"

„So sagen Sie uns, was da vorging und verschweigen Sie auch nicht den kleinsten Umstand."

„Ja, Obrist! Es war an dem genannten Tage eine unerträgliche Hitze, es ging wohl ein kleiner Wind — —"

„Lassen wir die Nebendinge und kommen wir gleich zur Hauptsache," unterbrach ihn der Präsident.

„Ja Obrist! Am Abend vorher kam der Sergeant Raboudin und sagte uns — —"

„Zur Sache, zur Sache, Narbiger! Erzählen Sie uns nur, was sich zwischen vier und fünf Uhr im Wachthause zutrug."

„Ja, Obrist! Zwei Uhr hatte grade die große

Glocke an der Manufactur geschlagen, als der Kaiser, mich immer an dem Schnurrbart festhaltend, zu mir sagte: Was lachst Du, sagte er, wenn Du unter den Waffen stehst, sagte er, und in meiner Gegenwart, sagte er. Mein Kaiser, sagte ich ——"

„Gut, gut, rief der Präsident ungeduldig, indem er sich zu den Richtern wandte, von dem kriegen wir nichts heraus, der weiß besser vor dem Feinde zu stehen, als vor einem Kriegsgericht. — Es ist gut, Narbiger, Sie können abtreten."

„Ja, Obrist." — Und der Veteran marschirte mit derselben Förmlichkeit wieder ab.

Der Sergeant Bonneville ward wieder gerufen.

„Nun sprechen Sie, Sergeant, sagte Michelin mit Güte, wie konnte es angehen, daß an einem Tage, an welchem der Kaiser den Wachtposten mit einem Besuche beehrte, um selbst Inspection zu halten, wie, sage ich, konnte es angehen, daß ein solcher Scandal vorfiel. Darunter steckt etwas, das ich noch nicht begreifen kann. Der Kaiser hat doch mit Ihnen, als dem Commandirenden, geredet. Welche Ehre ist Ihnen zu Theil geworden!"

„Ja, Obrist, der Kaiser hat mit mir gesprochen, versetzte Bonneville sehr traurig, indem er das

Haupt senkte, und der Monarch hat mich dadurch sehr unglücklich gemacht," fügte er leise hinzu.

„Was sagen Sie da?" fragte der Präsident, der seine Worte wohl verstanden hatte.

„Ich wollte lieber, mir wäre eine Kugel durch den Kopf gegangen."

Niemand, als die Gardisten, welche zugleich mit ihm den Wachtposten der Manufactur besetzt hatten, verstanden den Sinn dieser Worte; diese machten aber auf Romeuf einen furchtbaren Eindruck, der mächtig angeregt in einem finstern Tone ausrief: „O, wäre mir doch die Kugel zu Theil geworden!"

„Ruhig nur, Sie sollen die Kugel nicht davon tragen, sprach mit Strenge der Capitain Dureau, indem er sich rasch zu dem Angeklagten wandte, so gut wird es Ihnen nicht werden."

Romeuf antwortete auf diese schreckliche Bemerkung:

„So sehe ich das Ding auch an, Capitain."

„Die Thatsachen sind offen vor uns, begann der Präsident wieder, der Rapport des Lieutenants Lariche läßt gar keinen Zweifel aufkommen. Auf diesen Beweis muß das Tribunal fußen."

Der Tambour Romeuf wurde noch einmal aufgefordert, sich zu vertheidigen. Er war nicht weniger großmüthig als Bonneville und erklärte wiederholt, daß er sich durch eine strafbare Empfindlichkeit dazu habe verleiten lassen, den Sergeanten zu beleidigen, dann habe er die verwegene Hand an die Ehrenzeichen seines Vorgesetzten gelegt, und nun bitte er dringend, daß man ihn den Tod erleiden lasse, denn ein Soldat wie er, der bis jetzt tadellos gedient, der auf den Schlachtfeldern von Boulogne das Ehrenzeichen erhalten habe, der müsse den Tod einer Gnade vorziehen, die ihn vor Schaam würde erröthen lassen, wenn er dem Tambour-Major und seinen übrigen Kameraden desselben Bataillons unter die Augen trete.

„Den Tod, den Tod, nur keine Schande! rief er, so sehe ich die Dinge an."

„Und dennoch scheint mir noch immer etwas Geheimnißvolles in der Sache zu liegen, meinte der Präsident, Romeuf, sagen Sie die Wahrheit."

„Die Wahrheit ist, Obrist, daß nichts mehr dahinter steckt. Ich war den Tag zu glücklich, das sind nun die Folgen — so sehe ich das Ding an."

„Wir möchten dem Corps gern einen so tapfern Soldaten erhalten," bemerkte einer der Richter.

„Wie sind Sie gütig, meine Herren, versetzte der Tambour bewegt, indem er mit der Hand den Schweiß von seiner Stirn trocknete, ich danke für Ihre Rücksicht. Ich kann aber nicht am Leben bleiben, wenn meine Ehre dahin ist. Mein Kaiser hat mit mir gesprochen, ich war zu glücklich, da mußte mich denn das Unglück treffen! Ich bitte um die Verzeihung meines Regiments, aller alten Garden, der Tambours, meines Majors und um die aller meiner Vorgesetzten, wegen des bösen Beispiels, das ich gegeben habe. Jetzt möge man mich mit meinen Ehrentrommelschlägeln und meinem Orden fricassiren, etwas Besseres verdiene ich nicht — so sehe ich das Ding an."

Die Richter, lauter ehrenhafte Offiziere, waren sehr bewegt. Romeuf hatte in ihnen Allen Vertheidiger gefunden, die unerbittliche Stimme der Disciplin aber und die Worte des Gesetzes trugen den Sieg davon. Auf den Befehl des Präsidenten wurde der Tambour wieder zurück in das Gefängniß der Abtei geführt, und schon eine Viertelstunde später, las ihm der Schließer in Gegen-

wart eines Detaschements Jägergarde, das im Hofe aufgestellt war, das Urtheil des Kriegsgerichts vor. Romeuf wurde zum Tode verurtheilt, weil er durch Wort und Hand sich an einem seiner Vorgesetzten vergangen, als er den Dienst in der Nähe der kaiserlichen Residenz hatte. Der Schließer fügte hinzu, daß dieses Urtheil, wenn anders nicht ein Gegenbefehl käme, in achtundvierzig Stunden vollzogen werden sollte.

4.

Eine Audienz zu Saint Cloud.

Am zweiten Tage, nachdem das Urtheil über den Tambour Romeuf ausgesprochen worden war, betrat der General Michelin, der den Vorsitz im Kriegsgericht geführt hatte, den Dienstsaal des Palastes in Saint Cloud. Er war mit Staub bedeckt und sehr erhitzt, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Er wandte sich sogleich an den dienstthuenden Adjutanten, der ihm persönlich genau bekannt war.

„Wenn ich den Kaiser nicht bis eilf Uhr sprechen kann, sprach Michelin zu ihm in großer Gemüthsbewegung, so ist ein Unglücklicher, für dessen Schicksal ich mich interessire, verloren. Er soll heute um drei Uhr erschossen werden."

„Haben Sie um eine Audienz nachgesucht?" fragte der Adjutant mit Theilnahme.

„Nein, aber was thut das? Sagen Sie dem Kaiser, ich wäre hier in Dienstgeschäften. — Sehen Sie selbst, die Thür seines Kabinets ist nur angelehnt."

„Ganz recht, aber ich darf nicht eintreten, ohne gerufen zu seyn. Der Kaiser spricht so eben mit dem Polizeiminister; doch warten Sie ein wenig, Fouché hält sich vielleicht nicht lange auf."

Und in der That hatte Napoleon ein scharfes Examen mit dem Chef der Polizei. In Hamburg waren Broschüren, politischen Inhalts, gedruckt worden, welche eben nicht sehr glimpflich mit dem Kaiser verfuhren, und man war sehr bemüht gewesen, diese Bücher in der Hauptstadt und besonders in der Faubourg Saint-Germain zu verbreiten.

„Ihre Pflicht ist es, Alles zu wissen, und Sie wissen nichts, sprach Napoleon erzürnt zu dem zukünftigen Herzog von Otranto, Ihre Agenten haben weder Augen noch Ohren und kosten mir so schweres Geld, ich könnte ein ganzes Regiment dafür erhalten."

Diese Worte wurden mit so lauter Stimme

ausgesprochen, daß der dienstthuende Adjutant sie verstand; er näherte sich dem General und flüsterte ihm zu:

„Wollen Sie etwas von dem Kaiser erbitten, General, so haben Sie einen schlechten Zeitpunkt gewählt; wäre es nicht möglich, die Sache bis morgen zu verschieben?"

„Kann durchaus nicht seyn! Es handelt sich um das Leben eines meiner Leute — in einer Stunde schon ist es vielleicht zu spät."

„Das trifft sich sehr unglücklich! Auf jeden Fall also warten Sie."

Der General setzte sich in eine Fensterbrüstung und starrte unverwandt nach der Uhr im Salon, deren Zeiger sich für seine Wünsche allzu rasch weiter bewegten. —

Wir müssen hier für unsre geneigten Leser einschalten, was sich am Morgen desselben Tages in der Militairschule und im Gefängniß der Abtei zutrug.

Kaum hatte der Schließer den gefangenen Romeuf mit dem Ausspruch des Kriegsgerichts bekannt gemacht, als dieser auch feierlich erklärte, daß er das wohlverdient habe, daß er keine Ansprüche an

die Gnade des Kaisers mache und daß er fest entschlossen sey, zu sterben. „So sehe ich das Ding an," hatte er hinzugefügt.

Die verhängnißvolle Frist verging uud der General Michelin, welcher es schmerzlich beklagte, einen so tapferen Soldaten dem sicheren Tode entgegen gehen zu sehen, hatte die nöthigen Befehle gegeben, die Hinrichtung erst Nachmittags um drei Uhr stattfinden zu lassen. Die Unteroffiziere des Bataillons (Sergeanten und Corporale), welche das furchtbare Geschäft vollbringen mußten, wurden durch das Loos bestimmt. Bonneville war in Verzweiflung; er suchte den General Michelin auf und rief, während sich Thränen aus seinen Augen drängten:

„Obrist, wird Romeuf wirklich wie irgend ein schlechtes Subject todtgeschossen? Will es das Unglück, daß mich das Loos trifft — muß ich zu seiner Hinrichtung mitwirken — schieße ich mir nachher eine Kugel durch den Kopf!"

„Was aber kann ich dazu thun?" fragte der General, Romeuf ist so eigensinnig wie ein Maulthier; hat der einmal seinen Entschluß gefaßt, bringt

ihn nichts davon zurück. Er will, man soll ihn niederschießen, gut, so schieße man ihn nieder."

„Wollen Sie mir gestatten, Obrist, zu ihm zu gehen, vielleicht gelingt es mir, ihn zu bewegen, daß er es zuläßt, etwas zu seinen Gunsten zu unternehmen."

„Gehen Sie, doch bedenken Sie, daß der Kaiser zu Saint Cloud ist. Wie viel Zeit gehört dazu, hin und zurück zu gelangen." — —

Eine halbe Stunde später war Bonneville in der Abtei. Man führte ihn in das Zimmer des Tambours, wo dieser ruhig und regungslos seine letzten Dispositionen mit eben dem kalten Blute traf, als ob er irgend ein geringfügiges, militairisches Geschäft zu verrichten gehabt hätte. Der Sergeant wagte kaum näher zu treten.

„Kommen Sie nur zu mir her, Herr Bonneville, sprach Romeuf, jetzt können Sie doch keinen Groll mehr auf mich haben. Alte Kameraden erinnern sich in einem solchen Augenblicke, wie der jetzige, nur der gegenseitig verlebten frohen Stunden, jeder Zorn ist da ausgewischt. Wenigstens sehe ich die Dinge so an!"

Statt jeder Antwort flog Bonneville auf den Tambour zu und umarmte ihn unter Thränen. „Ich wollte mein Leben darum geben, wenn das Vorgefallene nicht geschehen wäre," sprach er.

„Ich gebe das meine hin, erwiederte der Verurtheilte bewegt, das wird hinreichen."

„Ich bin sehr unglücklich! rief der Sergeant, indem er verzweiflungsvoll die Hände rang. Sagen Sie mir wenigstens, Romeuf, daß Sie mir verzeihen."

„Ich Ihnen verzeihen! Ich allein hatte ja Unrecht. Sie sahen das Ding vor den Richtern wie ein trefflicher, wackerer Kamerad an, daß ich ein Schufft seyn müßte, wenn ich irgend einen Groll hegte. Jetzt heißt es zwischen uns: im Leben wie im — —"

Er endete seine Phrase nicht, das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Der Sergeant drückte die kalte Hand des Trommelschlägers in seine von Fieberhitze brennenden beiden Hände. Eine kurze Pause der größten Gemüthsbewegung folgte. Bonneville fand zuerst die Sprache wieder.

„Warum aber haben Sie nicht um Gnade bei

dem Kaiser nachgesucht? fragte er, er ist ja so gut gegen — Euch Uebrigen."

Der Sergeant wagte nicht zu sagen „uns;" die strengen Worte, welche Napoleon auf dem kleinen Wachtposten der Manufactur an ihn richtete, hatten ihn zu sehr gekränkt.

„Wozu das? erwiderte der Tambour. Der kleine Corporal ist ein zu guter Soldat, als daß er mich nicht sollte verurtheilen, wie es das Kriegsgericht gethan. Ich mag keine Gnade und der Kaiser wird mir keine angedeihen lassen. Ich weiß zu gut, wie er solche Dinge ansieht. — Jetzt, Herr Bonneville, möchte ich, daß Sie mich allein ließen — ich habe Sie noch einmal gesehen — Sie hegen keinen Groll mehr gegen mich — und ich sterbe ruhiger. Sie weinen wie die alte Marketenderin, die ihren Esel verloren hatte — so sollen Männer nicht scheiden!"

In diesem Augenblick schien im Kopfe des Sergeanten ein plötzlicher Gedanke zu ersteigen. „Adieu! adieu denn!" rief er Romeuf zu und enteilte dem Zimmer.

„Adieu!" erwiderte der Tambour, indem er ihm verwundert nachblickte. Dann zog er aus sei-

ner Tasche eine kleine schwarze alte Pfeife hervor, stopfte sie ruhig mit Tabak und sprach vor sich hin:

„Jeder Mensch hat die Freiheit die Dinge anzusehen, wie er will. So ist nun meine Art!"

Der Sergeant Bonneville kehrte in die Militairschule zurück und stattete dem General Michelin von seiner Unterredung mit dem Verurtheilten genauen Bericht ab, dann fügte er hinzu, daß man den Eigensinnigen wider seinen Willen retten müsse, und wußte mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit dem Chef des Corps vor Augen zu führen, wie die Ehre des Regiments dies dringend nothwendig mache, daß Michelin versprach, noch einen Versuch zu wagen.

„Ich will den Kaiser aufsuchen, sprach der General, gestattet er mir eine Audienz, laß ich ihn nicht los."

Er gab darauf seinem Diener Befehl, ihm das beste Pferd zu satteln und sprengte dann gerade nach Saint Cloud.

Unterdessen verzögerte sich die Unterredung Napoleons mit dem Polizeiminister Fouché sehr.

„Wie ich Ihnen sagte, der junge Mann ist verloren, wenn ich den Kaiser nicht spreche," wie-

derholte der General dem Adjutanten, welcher sich zu ihm gesetzt hatte. In diesem Augenblick aber öffnete sich plötzlich die Thür des kaiserlichen Cabinets und Napoleon erschien, von Fouché gefolgt, zu dem er noch die Worte sprach: „So will ich es, so soll es seyn!"

Als der Beherrscher Frankreichs den General Michelin gewahrte, schritt er auf ihn zu und fragte kurz: „Nun, Michelin, was bringen Sie Neues?"

„Sire, Sie sehen mich hier, um von Ew. Majestät Gnade zu erflehen."

„So, so, entgegnete der Kaiser, sagte zu Fouché noch einige leise Worte, schritt dann nach seinem Cabinet und rief Michelin zu: Kommen Sie hier herein, General."

Der Präsident des Kriegsgericht that, wie ihm geheißen worden war.

„Sprechen Sie, was giebts?" fragte Napoleon, als er sich niedergesetzt hatte.

„Sire, ich nehme Ew. Majestät Gnade für einen der besten Soldaten der Garde in Anspruch."

Bei diesen Worten zog sich die Stirn des Kaisers in Falten.

„Für einen kühnen, tapferen Mann," fügte der General hinzu.

„Das handelt sich gewiß um tolle Streiche eines der Herren Unteroffiziere, ich wette! Sprechen Sie."

„Ew. Majestät wird sich der tapferen 32. Halbbrigade erinnern, die ich die Ehre hatte, in Italien zu commandiren."

„Ganz gut! unterbrach ihn Napoleon, in Italien, ganz besonders aber bei Arcole. Die 32. Brigade! Lauter Namen, welche wohlthuend an Ihr Ohr schlagen müssen, General."

Bei diesen Worten heiterte sich die Stirn des Kaisers auf und seine Augen leuchteten, wie es immer zu geschehen pflegte, wenn man von seinen ersten Feldzügen in Italien sprach.

„General, Sie holen ein wenig weit aus, kommen Sie zur Sache," sprach er.

Die Stimmung des kaiserlichen Herrn schien der Sache des Generals günstiger zu werden, dieser benutzte also den Moment, und begann nicht ohne Herzklopfen: „Der Mann, in dessen Rücksicht ich die Gnade Ew. Majestät in Anspruch nehmen will, hat nur die 32. Halbbrigade verlassen, um

erst in die Consulargarde und dann in die kaiserliche Garde einzutreten. Ich verdanke es ihm, daß ich nicht an den Ufern der Donau von den Oestreichern gefangen genommen wurde, er war es — —"

„Fassen Sie sich kürzer, General, lassen Sie die Donau und kommen Sie endlich zur Hauptsache."

„Zu Befehl. Vor einigen Tagen ließ der arme Teufel sich von seiner Lebhaftigkeit fortreißen. Er war auf Wache und nach einem Wortwechsel mit dem Sergeanten — hat er diesen ein wenig rauh zurückgestoßen. — Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, dessen Präsident ich war — dasselbe hat ihn verurtheilt, obgleich — —"

„Das Kriegsgericht hat Recht gethan, rief der Kaiser mit erhobener Stimme, aber wie geht es zu, daß ich jetzt von dieser Sache zum ersten Male reden höre? Keiner Ihrer Rapporte hat etwas davon erwähnt."

„Ich habe es vermieden. Der Unglückliche wagte nicht bei Ew. Majestät um Gnade nachzusuchen, er wußte es, und alle seine Kameraden waren der Meinung, daß unser erhabener Kaiser es streng mit der Disciplin nimmt."

„Nichtsdestoweniger wird sie nur zu oft hinten angesetzt, unterbrach ihn Napoleon, nun weiter."

„Sire, heut soll nun die Hinrichtung vor sich gehn — um drei Uhr Nachmittags — da bin ich denn hier, Ew. Majestät anzuflehen, wenn auch nicht grade Gnade dem Tambour angedeihen zu lassen, denn er hat sich vergangen, doch um eine Milderung der Strafe für einen Mann zu bitten, der das Ehrenzeichen trägt, der — —"

„Genug, genug, General, unterbrach ihn wieder der Kaiser, dessen Gesicht sich bei Michelin's Rede ein wenig verfinstert hatte. Sie kommen hieher und wollen mich bewegen, dem Laufe des Gesetzes entgegen zu treten, bei einer solchen schweren Verletzung der Subordination? — Ihr Schützling ist brav und tapfer, sagen Sie. Wer ist denn das nicht in meiner Garde? Muß ich Ihnen das erst auseinander setzen, daß die tapfersten Soldaten ohne strenge Disciplin, nur eine sehr schlechte Armee bilden? Ich kann also nichts thun; es schadet nichts, wenn einmal ein Exempel statuirt wird. — Auch hätte man mich eher davon benachrichtigen müssen."

„Wenn Ew. Majestät mir nur gestatten wollten, daß ich jetzt den Hergang der Sache mittheilte."

„Damit hätten Sie anfangen sollen, rief der Kaiser lebhaft; obgleich das Alles nichts in dem Schicksal des jungen Mannes ändern kann, will ich es doch mit anhören. Nur fassen Sie sich kurz, denn ich habe keine Zeit."

„Sire, nicht in Dienstsachen fanden vermittelnde Einmischungen statt," fuhr Michelin fort.

„Also gab es doch dergleichen? Von welcher Seite?"

„Von Seiten des Sergeanten Bonneville, Sire! Er selbst ist aufgetreten für den Angeklagten, und nach seinem Rapport ist mein Schützling unschuldig. Ein Vorgesetzter kann ihm befehlen, er solle sich auf seinem Posten todtschießen lassen, er wird gehorchen; da geht ihm das Wort seines Corporals über Gottes Wort — über das Ihre, Ew. Majestät, über jedes Andere — —"

„Sacht! sacht!" unterbrach ihn Napoleon, indem er, wie er zu thun pflegte, ungläubig mit dem Kopfe schüttelte.

„Aber hier handelte es sich nur um einen Streit, um einen Wortwechsel, fuhr Michelin unermüdet

fort, der auf dem Wachtposten der Manufactur statt hatte. Der Tambour Romeuf, für den ich jetzt um Gnade flehe — —"

„Romeuf, Romeuf, sagen Sie?"

„Zu Befehl, Sire, der Tambour Romeuf ist es, für den ich die Gnade Ew. Majestät jetzt in Anspruch nehme."

„In der That? Es ist noch nicht vierzehn Tage her, daß ich dieses Original zum ersten Mal vor Augen bekam. Es ist ein Großsprecher und wie es scheint ein ehrgeiziger. Der dankt Ihnen kaum Ihre Mühe, Herr General."

„Verzeihen mir Ew. Majestät, Romeuf ist wirklich ehrgeizig, aber er ist es auf seine Weise. Auch ist er Ew. Majestät mit Leib und Seele ergeben und verachtet jeden, der nicht so denkt. Russen und Preußen, glaube ich, zählt er gar nicht zum menschlichen Geschlecht. Auch ist er tapfer, ein vorzüglicher Soldat — —"

Napoleons Stirn glättete sich ein wenig. „Der Bursch hat in der That seltsame Manieren — reden Sie weiter!" fügte er mit milderem Tone hinzu.

„Daß der Sergeant durchaus das erste Unrecht

beging, antwortete rasch Michelin, daß Romeuf, ohne zuvor gereizt zu seyn, niemand — —"

„Der Name des Sergeanten ist?"

„Bonneville, Sire, von der zweiten Compagnie des ersten Bataillons Jägergarde. Er ist noch neu im Dienst."

„Ich weiß, ich weiß, er trägt kein Ehrenzeichen, ich habe denselben Tag auf dem Wachtposten auch mit ihm geredet. — Es ist genug, General, ich will sogleich einige Worte an den Platzcommandanten schreiben, er soll die Hinrichtung aufschieben. Ihr Tambour aber bleibt im Gefängniß, bis über ihn und den Streit die genaueste Kunde eingezogen ist. Ich will etwas thun für einen Mann, dem ich die Erhaltung eines so verdienstvollen Offiziers verdanke, wie Sie sind, mein lieber General. Späterhin rede ich selbst gern einmal wieder mit ihm, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet; ich habe meine Gründe dazu. Wo ist er jetzt?"

„In dem Gefängniß der Abtei, Sire!"

„Bringen Sie ihn morgen zu mir. Ich will es ihm begreiflich machen, diesem Herrn — — Herrn — —"

„Romeuf, Ew. Majestät."

„Ja, Romeuf, ich will es ihm sagen, daß die Russen und Preußen, die wir geschlagen haben und noch ferner schlagen werden, daß sie es wohl verdienen, von uns besiegt zu werden — und daß es kein leichtes Stück Arbeit ist, mit ihnen Krieg zu führen. — Nun, General, nehmen Sie meinen Befehl, und besorgen Sie, daß alles pünktlich demgemäß geschieht."

Napoleon schrieb schnell einige Zeilen auf ein Blatt Papier, händigte es dem General ein, und entließ ihn mit ganz besonderem Wohlwollen. Michelin war freudetrunken, überglücklich.

5.

Jeder, wie er die Dinge ansieht.

Der General Michelin, welcher nichts eifriger zu thun hatte, als den Befehl zum Aufschub der Hinrichtung in die rechten Hände gelangen zu lassen, begab sich am andern Morgen in die Abtei, meldete sich bei dem Director des Gefängnisses und wurde sogleich in das Zimmer Romeufs geführt.

Bei dem Anblick seines Obristen, der vor ihm in Gala-Uniform erschien, der ihn zum Tode verurtheilt hatte, veränderten sich die Züge des Tambours zum Erschrecken. Ein Krampf schien sie zu verzerren, die Augen traten aus ihren Hölen, er regte sich nicht und war wie an seinen Platz gefesselt.

Am Tage zuvor, als die Stunde zu seiner Hinrichtung herangerückt war, als er glaubte, man würde jeden Augenblick in sein Zimmer treten, um ihn nach der Ebene von Grenelle zu führen, hatte sich seiner eine heftige Gemüthsbewegung bemächtigt; da aber die bestimmte Zeit verging, ohne daß etwas geschah, beschwichtigte sich diese Aufregung wieder nach und nach und er warf sich mit Sonnenuntergang auf sein Lager, indem er zu sich selbst sagte:

„Sie sehen das Ding gewiß anders an. — Morgen soll es erst vor sich gehen."

Romeuf war eingeschlafen; doch unruhige Träume führten ihm stets die Hinrichtung vor, den Anblick der Gewehre der Kameraden. Ja selbst, als er am andern Morgen erwachte, mußte er sich besinnen, ob er auch wirklich noch unter den Lebenden weile. Ein freudiges Gefühl durchzuckte die jugendliche Brust, er lebte noch, seine Glieder waren unbeschädigt. Er kleidete sich rasch an und hatte eben seinen Anzug vollendet, als der General plötzlich in sein Zimmer trat.

„Folgen Sie mir," rief er dem Tambour kurzweg zu.

Romeuf verneigte sich bejahend und schritt dem General nach aus dem Gemache, stieg mit ihm in den bereitstehenden Wagen, der sie Beide nach St. Cloud führte, ohne daß der arme Tambour nur ahnen konnte, was man mit ihm vorhabe. Er glaubte noch fortwährend zu träumen, sein Kopf war verwirrt, denn der General sprach unterwegs auch nicht ein einziges Wort mit ihm. Nur als sie durch die köstlichen Zimmer des Palastes von St. Cloud schritten, sagte ihm Michelin im strengen Tone: „Sie sollen Sr. Majestät dem Kaiser Rechenschaft von Ihrem Betragen geben."

Romeuf wurde bei diesen Worten bleich wie der Tod.

„Dem Kaiser, Obrist? stammelte er hervor, und seine Kniee bebten, dem kleinen Corporal in eigner Person?"

„Dem Kaiser unserm Herrn, wie ich Ihnen sagte."

„Ach, Obrist, ich wollte mich lieber erschießen lassen."

Nach diesen Worten machte Romeuf eine rasche Bewegung und wandte sich der Thür wieder zu, in die sie eben eingetreten waren; der General aber

erfaßte ihn beim Arme und sprach in einem noch strengeren Tone:

„Das eine wird das andere nicht verhindern."

„Wenn Sie, General, das Ding so ansehen, habe ich nichts weiter zu sagen."

Einige Augenblicke später führte der dienstthuende Adjutant die beiden Ankömmlinge in das Cabinet des Kaisers. Derselbe war allein. Er nickte dem General freundlich zu, schritt dann auf den bebenden Romeuf zu, erfaßte den Zipfel seines einen Ohres und rief:

„Du Bursch bist es also, der die Russen und Preußen nicht für Menschen gelten lassen will, der da behauptet, sie wären schlechte Soldaten?"

Es scheint, als ob Napoleon sich mehr mit dieser Meinung des Trommelschlägers, als mit seinem verübten Vergehen beschäftigt hatte.

Bei dieser so ganz unerwarteten Anrede, aus der der arme Romeuf nicht klug werden konnte, senkte derselbe das Haupt und war nicht im Stande, auch nur ein einziges Wort über seine Lippen zu bringen. Der Kaiser zupfte ihn kräftiger am Ohr, um eine Antwort zu erzwingen.

„Nun, ja doch, ja, Sire! rief der Tambour

endlich mit einem Seufzer, so sehe ich das Ding an."

Napoleon war glücklicherweise sehr guter Laune, er entgegnete fast mit Freundlichkeit:

„Du und ich, wir haben Beide schon die Russen und Preußen geschlagen, wir wissen wohl, was es uns gekostet hat."

Diese Worte beruhigten Romeuf gänzlich; er hatte seinen ganzen Muth wieder gewonnen, und sprach mit großer Freimüthigkeit:

„Das ist ganz gut, mein Kaiser, es sind doch aber nicht so gute Soldaten wie wir."

„Wenn wir aber nur schlechte Soldaten besiegt haben, wo bleibt dann unser Ruhm?"

„Der Ruhm? Das ist etwas anderes, mein Kaiser, etwas ist auch mit ihnen davonzutragen, der gehört aber ganz allein Ew. Majestät."

„Ich aber erkläre Dir hiermit, daß die Russen sehr tapfere und tüchtige Soldaten sind."

„Wenn Sie das Ding so ansehen, darf ich nicht widersprechen, unterdessen — —"

„Wie, noch eine Einrede?" unterbrach ihn Napoleon.

„Es ist meine Weise, das Ding so anzusehen," versetzte dreist der Tambour.

„Das ist ein drolliges Original, lächelte Napoleon, indem er sich an den General Michelin wandte, das ist vielleicht seit zehn Jahren das erste Mal, daß ein Soldat in meiner Gegenwart wagt, eine andere Meinung zu äußern als die meine." — Darauf trat er wieder zu dem Trommelschläger: „Dein Insubordinations-Vergehen soll Dir verziehen seyn, jedoch unter der Bedingung, daß, wenn Du Dich je den Russen oder Preußen gegenüber befindest, Du immer derselben Meinung bleibst wie heute, und daß sie Dir nie Furcht einjagen."

„Sire, ich habe noch nie meine Weise, die Dinge anzusehen, geändert. Wann aber soll ich dann erschossen werden?"

„Erschossen? fragte Napoleon erstaunt, und indem er sich zum General wandte, fügte er hinzu: Er scheint mich nicht verstanden zu haben."

„In der That, sprach Romeuf mit großer Freimüthigkeit, mein Tod bringt keinem Nutzen, nicht einmal den Russen; ich lasse mich viel lieber für

Ew. Majestät erschießen, das kann doch ein gutes Beispiel geben und ist mir schmeichelhafter."

„Das glaube ich, rief Napoleon, für jetzt aber soll es unterbleiben, änderst Du aber Deine Meinung, findest Du mich unerbittlich. Für jetzt bist Du frei!"

„Sehen Sie das Ding so an, mein Kaiser!"

„Ja, so sehe ich das Ding an, lächelte Napoleon, begieb Dich jetzt zu Deinem Corps und betrage Dich ferner so, daß ich keine Klagen höre."

Romeuf verließ freudetrunken Saint Cloud und kehrte im raschen Laufe nach der Militairschule zurück.

6.

Versöhnung.

Als der Sergeant Bonneville Nachricht davon erhalten hatte, daß der Tambour wieder in der Militairschule angelangt sey, eilte er rasch dorthin, suchte ihn in seinem Zimmer auf und sprach zu ihm in Gegenwart vieler seiner Kameraden:

„Jetzt, Herr Romeuf, wenn Sie mit mir einen und denselben Grad einnähmen, würde ich nicht anstehen, Ihnen, den Säbel in der Hand, Genugthuung für das zu geben, was sich auf dem kleinen Wachtposten der Manufactur zwischen uns zutrug. Ich aber war Ihr Vorgesetzter, wie ich es

noch bin, und Sie wollten mir nicht gehorchen. Durch meine Pflicht gezwungen, mußte ich Hand an Sie legen. — Wie sehr es mir später leid that, wie furchtbar es mir gewesen wäre, wenn die Sache eine schlimme Wendung genommen hätte, kann ich Ihnen nicht beschreiben, auch wäre es unnütz, denn Sie wissen es schon. — Ich komme aber jetzt hierher, in Gegenwart unserer Kameraden um Ihre Vergebung zu bitten und Ihnen meine Hand zur Versöhnung zu reichen, Herr Romeuf."

„Es lebe unser braver Sergeant!" riefen die anwesenden Gensd'armen.

Ohne ein Wort zu erwiedern, warf sich der Tambour tief bewegt in die Arme Bonneville's. Beide blieben einige Augenblicke schweigend in dieser Stellung, dann rief Romeuf wie begeistert:

„Ja, Herr Bonneville, wenn alle Leute die Dinge auf so edelmüthige Weise ansähen, wie Sie!"

Nach einer halben Stunde führte Bonneville den Trommelschläger als seinen Gast nach dem Speisehause der Unteroffiziere, wo jeder dem Letzteren die herzlichsten Glückwünsche darbrachte. Es

ist überflüssig, hinzuzufügen, daß tüchtig auf die Gesundheit Romeufs und Boneville's, aber noch mehr auf die des Kaisers und des Generals Michelin getrunken wurde.

7.

Was sich unterdessen zutrug.

Unterdessen hatte der Kaiser Alexander mit dem König von Preußen am Grabmale Friedrichs des Großen in Potsdam ein festes Bündniß geschlossen. Die Russen rückten in Eilmärschen gegen Berlin an, während die Truppen Napoleons sich nach dem Rheine zogen. Der Kaiser von Frankreich stellte seine Armee in der Gegend von Roßbach auf, wo sich einst die Fahne der Franzosen senkte. Die Schlacht von Jena ward geschlagen.

Die Russen näherten sich immer mehr und mehr und Napoleon bezeichnete auf der Landkarte die Gegend von Eylau mit Bedeutung: „Ich

werde sie hier schlagen — und da — und da," sprach er.

Er hatte die blutigen Tage von Eylau und Friedland schon im Geiste gesehen.

Am Tage der Schlacht von Eylau sah man den Kaiser überall. Positionen wurden besetzt und wieder verlassen. Die Russen hatten auf einem Kirchhofe ihre Macht concentrirt, um die Behauptung dieser Stelle wurde mit der größten Erbitterung gekämpft. Das Blut floß in Strömen. Napoleon zeigte auf einen Fleck und gab den Befehl, dort eine Batterie der leichten Artillerie aufzustellen und auf die Menschenmauer zu schießen, welche sich vor der Kirche befand.

„Die Russen machen uns viel zu schaffen," sprach der Kaiser zu einigen Jägergardisten zu Fuß, welche, das Gewehr im Arm, dem heftigen Feuer der Feinde ausgesetzt waren.

„Ja, ja, die Russen! ertönte eine Stimme aus der Gruppe der Trommelschläger, es ist nicht genug, daß man sie todtschießt, man muß sie noch anstoßen, daß sie nur umfallen. Das ist so ihre Weise, die Dinge anzusehen."

„Obrist Michelin, lassen Sie Ihre Jäger vor-

rücken, wir müssen diese Kirche haben!" rief Napoleon.

„Vorwärts, vorwärts, auf den Feind! Es lebe der Kaiser! Wir müssen die Kirche haben!" riefen tausend Stimmen auf einmal.

Alles war plötzlich in der größten Bewegung, die Trommeln wurden gerührt, die Bayonette senkten sich, die Artillerie rückte vor. Der Kaiser folgte dieser allgemeinen Bewegung mit seinem scharfen Auge. In der Mitte dieses furchtbaren Durcheinanders von Feuer, Eisen, Menschen, Geschütz, sah er einen Tambour vorbeieilen, das Gesicht mit Blut bedeckt.

„Wo willst Du hin? rief Napoleon ihm zu, Du bist verwundet, Du mußt in das Feldlazareth."

„Erst wenn wir die Kirche haben, rief der Trommelschläger in einer Art Begeisterung. Wenigstens sehe ich das Ding so an!"

Der heiße Kampf währte einige Stunden lang, endlich wurde die Kirche und die Stellung genommen, und der Sieg war entschieden. Am andern Morgen bot das Schlachtfeld einen furchtbaren Anblick dar.

Blutströme hatten den Schnee geschmolzen;

der Ruf: „Es lebe der Kaiser!" mischte sich mit dem Jammergeschrei der Verwundeten; bei den verlassenen russischen Batterien waren die Leichen hoch aufgehäuft. Das 24. Infanterie-Regiment war zusammen gestürzt, wie ein einzelner Mann. Auf diesem Todtenacker errichtete man ein hölzernes Kreuz, auf dem man die Worte las: „Hier ruht das tapfere 24. Regiment!"

Achtundvierzig Stunden gehörten dazu, die Todten zu beerdigen und die Sterbenden und Verwundeten hinwegzuschaffen.

Bald näherte sich nun der Schlachttag von Friedland. Napoleon hatte ihn vorausgesehen. An dem Tage ging die Sonne so glänzend auf, wie beim Kampfe zu Austerlitz. Dieselben Russen wurden geschlagen, dieselben Franzosen siegten.

„Heut ist der Jahrestag von Marengo!" rief Napoleon, als er am Morgen vor den Reihen seiner Krieger auf und ab schritt. — Bei diesem Kampfe mußten die Bayonette zur Entscheidung führen. Auf beiden Seiten ging es hart her, wurde mit großer Tapferkeit gefochten; endlich räumten die Russen alle Positionen, und diese ihre Niederlage trieb sie in ihr Heimathsland zurück.

Der Kaiser der Franzosen hatte an diesen beiden verhängnißvollen Tagen auch viele Verluste zu beklagen. Zwei Tage später gab er in seinem Hauptquartiere zu Wehlau dem commandirenden Chef den Befehl, daß er in den Ebenen von Wriesen eine Inspection über seine Armee halten wolle, wo diese provisorisch cantonnirte. Vom Morgen des zur Revue bestimmten Tages an, stellte man an die Spitze eines Bataillons diejenigen der Offiziere, welche, trotz ihrer Wunden, doch nicht ins Lazareth geschafft seyn wollten. Obgleich die Schmarre, welche der Tambour Romeuf bei Eylau über den Kopf bekommen hatte, noch nicht geheilt worden war, hatte er doch dem Kampfe bei Friedland beigewohnt, wo ihm ein feindlicher Dragoner einen furchtbaren Hieb in den einen Arm versetzt hatte. Nichtsdestoweniger sah man ihn doch am Tage der Revûe in dem tapferen Peloton.

Napoleon erschien. Er begann die Inspection an der linken Seite und schritt sehr langsam weiter.

Der General Davillars stellte ihm sogleich den Offizier der leichten Artillerie vor, der mit seinen sechs Stücken Geschütz dem Feinde zu Eylau so ungemeinen Schaden zugefügt hatte.

„Er ist von heute an Capitain," sprach der Kaiser weiterschreitend, ohne den Offizier anzublicken.

„General, flüsterte der so eben zum Hauptmann erhobene Lieutenant seinem Chef, der dem Kaiser folgte, ins Ohr, das Kreuz, das Kreuz der Ehrenlegion war mein Wunsch! Ersuchen Sie den Kaiser in meinem Namen um diese Auszeichnung."

Der General Davillars benutzte einen Augenblick, in welchem der Kaiser seine Schritte hemmte, um ihm folgende Worte zu sagen:

„Sire, der junge Offizier, den Ew. Majestät so eben zum Capitain zu erheben geruhten, findet sich nach dieser Erhöhung nicht glücklich. Er würde das Kreuz vorgezogen haben."

Napoleon wandte sich rasch zu dem neugeschaffenen Hauptmann.

„Junger Mann, sprach er im strengen Tone, Sie verlangen das Kreuz und haben nicht einmal einen Bart?"

„Das ist wahr, entgegnete der junge Militair, ohne im mindesten bestürzt zu seyn, mit großer Freimüthigkeit, mein Bart war es auch nicht, der bei Eylau die Batterie commandirte."

„Er hat Recht! rief der Kaiser, dem die Antwort nicht mißfiel. Berthier, notiren Sie den Namen dieses Offiziers, er soll das Ehrenzeichen erhalten."

„Welch ein unerhörtes Glück, rief ein alter Sergeant, dessen bärtiges Gesicht voller Narben war, Capitain und das Kreuz in einer Viertelstunde!"

Einige Schritte weiter stellte der Obrist Kormann dem Kaiser einen Capitain vor und erbat für denselben den Grad eines Commandanten.

„Wie viele Jahre hat er schon seinen jetzigen Grad?"

„Funfzehn, Sire!"

„So muß er vergessen seyn! Capitain, Sie sind Commandant, beeilen Sie sich, die verlorne Zeit wieder einzuholen."

Bei dem Peloton der Verwundeten angelangt, stellte der General Michelin dem Kaiser den Sergeanten Bonneville vor, welcher bei dem Angriffe der russischen Küraſſire zu Friedland schwer verwundet worden war, und erbat für ihn ein Avancement. Napoleon erkannte ihn nicht wieder

und sprach zu dem General: „Verwundet, verwundet! das ist noch kein Grund."

„Sire, er hat getreulich seine Pflicht erfüllt!"

„Alle Teufel, das muß jedermann thun, ich, Sie, jeder! Auf solche Weise müßte ich 12,000 Mann meiner Garde avanciren lassen."

Und der Kaiser schritt weiter. Augenscheinlich war Bonneville nicht unter einem günstigen Stern geboren.

Wieder eine Strecke weiter gelangt, trat dem Kaiser aus den Reihen der Krieger ein Tambour entgegen; dieser trug den linken Arm in der Binde.

„Bist Du auch da? rief der Kaiser, Du willst auch Avancement? Was verlangst Du denn?"

„Mein Kaiser, sprach Romeuf freimüthig, ich habe jetzt nur noch einen brauchbaren Arm, ich fordre also etwas, was mich sehr glücklich machen würde."

„So willst Du wohl gar das Epaulet?"

„Etwas Besseres als das, mein Kaiser, ich möchte Tambour-Major in Ihrer Garde werden."

„Tambour-Major! wiederholte Napoleon, warum willst Du nicht gar zu den Grenadieren übergehen! Du armer Narr, Du hast ja kaum vier Fuß sechs

Zoll. Hast Du denn nie den Senot *) gesehen? Meinen tapferen braven Senot? Er ist wenigstens zwei Fuß größer als Du, Du siehst also, daraus kann nichts werden. Es fehlen ihm dazu zwei Fuß,"

*) Der Tambour-Major des ersten Regiments der Grenadiere zu Fuß, der alten Jägergarde, nannte sich Senot. Es war der schönste Mann in der der ganzen Armee. Er war Capitain in einem Linienregiment und nur auf die dringendsten Bitten des Kaisers willigte er ein, zur Garde als Tambour-Major überzugehen, mit der Bedingung: daß er seinen vormaligen Grad und die Vortheile, welche ihm dieser zusicherte, beibehielte, welches ihm Napoleon zugestand. Der Capitain Senot war ein tapferer Offizier, der eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte; er wußte sich fein zu benehmen und auszudrücken. Der Kaiser soll oft daran gedacht haben, ihn nach fremden Höfen als Gesandten zu schicken. „Frankreich kann nicht besser repräsentirt werden als durch Senot, sprach Napoleon zu Talleyrand, der sich dieser Wahl fortwährend widersetzte. Sie können ihm einblasen, was er zu sagen hat." — Dieses Muster von einem Tambour-Major starb zu Madrid der Burgos. Seine Stelle wurde erst ein Jahr später zu Schönbrunn wieder besetzt.

fügte der Kaiser hinzu, indem er sich an den General Mouton wandte, der ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, als er den kleinen schlanken Wuchs des Tambours betrachtete.

„Ich dachte es wohl, Ew. Majestät, daß das nicht in Ihren Kram taugen würde. Was soll ich aber anders erbitten — ich kann ja nicht einmal lesen," entgegnete der Tambour betrübt.

„Bah, bah, rief Napoleon und zuckte die Schultern, brauchen denn die Löwen lesen zu können?"

„So, so, Ew. Majestät sehen das Ding auf diese Weise an. Ganz gut, dann will ich mich wieder zu meinem Corps begeben und ruhig warten."

„Daran thust Du Recht," sprach der Kaiser, ohne den Tambour anzublicken. Dieser zog sich traurig wieder in seine Reihen zurück, hinter die Offiziere, welche die Fronte dieses Pelotons bildeten. Napoleon bestieg sein Pferd, um die Revüe der Cavallerie zu beginnen, welche ungefähr dreihundert Schritte von der Infanterie aufgestellt war.

8.

Der Abend vor der Schlacht von Wagram.

Am Abend vor der Schlacht von Wagram, mitten in der Nacht und unter einem furchtbaren Gewitter, leitete Napoleon einen heftigen Angriff gegen den linken Flügel der Oestreichischen Armee, welche die ausgedehnte Ebene vor Neusiedel besetzt hielt. Mehr als hundert Kanonen verbreiteten Schrekken unter den friedlichen Bewohnern. Der Feind seinerseits hatte muthig dieser unerwarteten Attaque Stand gehalten. Das Gekrach des schweren Geschützes unserer Artillerie mischte sich mit dem furchtbaren Rollen des Donners; Feuersäulen, welche vom Dorfe Enzendorf, wo die Oestreicher es ver-

suchten, sich zu verschanzen, aufstiegen, erhöhten noch den Schrecken dieser Scene der Vernichtung.

Napoleon behielt in diesem Chaos seine vollständige Ruhe bei; er überwachte alles mit seinem Adlerblick. Bis auf die Haut durchnäßt, kam er nicht vom Pferde, welches bei jedem Schritt mit seinen Beinen halb im Kothe untersank. Er ritt eine kurze Strecke, beobachtete scharf, kehrte zurück und gab Befehle, so besonnen und gefaßt, als ob es nur einer Parade gelte. Die allgemeine Verwirrung diente ihm dazu, die Bewegungen seiner Truppen vor dem Erzherzog Carl zu maskiren; und wirklich hatte, als der Tag anbrach, die große Armee sich wie auf einen Zauberschlag entwickelt, und zwang den Feind, den Plan der Schlacht, den er längst durchschaut hatte, zu ändern.

Dieser furchtbaren Nacht folgte ein herrlicher Morgen. Gegen zehn Uhr ließ der Kaiser der Franzosen die ersten Linien vorrücken, und plötzlich bewegten sich nun auf einmal in der Ebene vom Marschfelde alle Bayonette und bildeten, sich jeden Augenblick durch neue Bataillone, ja Regimenter verstärkend, einen ungeheuren Wald. Am Abend desselben Tages bezeichneten die Wachtfeuer der alten

Garde eine ungeheure Linie. Offiziere und Adjutanten sprengten unaufhörlich die Reihen auf und ab und überbrachten neue Befehle. Die Bäume und Sträucher in einem weiten Umkreise waren niedergehauen worden, so daß man nur mit großer Mühe so viel Holz von eingeschlagenen Thüren und Fenstern auftrieb, um für den Kaiser eine elende Baracke aufzurichten. Die Nacht war sehr kalt. Die Offiziere des Generalstabes standen um ein Feuer von Buschwerk, in ihre Mäntel gehüllt, wärmten sich, niemand aber sprach eine Sylbe; da wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch das Geschrei eines Soldaten rege gemacht, der sich mit der kaiserlichen Escorte stritt, welche es nicht zugeben wollte, daß er weiter vordränge.

„Ich muß augenblicklich mit dem kleinen Corporal reden, sprach Romeuf sehr lebhaft, sein Plan zu dieser Schlacht ist unrichtig; wenn ich ihm nicht den auseinander setze, welchem er folgen muß, so sind wir Morgen alle fricassirt. So wenigstens sehe ich das Ding an!" —

Die Offiziere, welche diese Worte vernahmen, lächelten mitleidig; sie hielten Romeuf für betrunken oder geistesverwirrt. Die Adjutanten und Ober-

offiziere waren zum Letztenmale in dem kaiserlichen Zelte gewesen und hatten ihre Befehle in Empfang genommen. Alles verkündete, daß am andern Tage eine große Schlacht geliefert werden sollte, und nun kam dieser Tambour und wollte die Dispositionen geändert wissen, die das Genie Napoleons entworfen hatte! Als der Unberufene durchaus sich nicht zurückweisen lassen wollte, gab ein Capitain den Befehl, ihn zu ergreifen. Romeuf aber hatte das kommen sehen und schrie, so sehr er konnte: daß die ganze Armee ihren Untergang finden würde, wenn man es ihm verweigere, mit dem Kaiser zu reden; Napoleon, welcher so eben einem General-Major eine neue Ordre dictirte, hörte endlich den Lärm und hielt mit dem Dictiren inne.

„Was soll der Tumult? fragte er. Berthier, sehen Sie was es giebt, und strafen Sie die Besessenen, die es wagen, mich zu stören."

Der General-Major kehrte bald zurück und erzählte dem Kaiser den Anlaß des Tumults.

„Was sagen Sie, entgegnete Napoleon lächelnd, ein Tambour kommt und behauptet, mein Plan zur Schlacht tauge nichts! Zu welchem Corps gehört dieser Mann?"

„Zum ersten Regiment der Jägergarde zu Fuß. Er trägt das Ehrenzeichen."

War es nun, daß eine plötzliche Eingebung Napoleon dazu antrieb, oder war es seine Vorliebe für die Soldaten der alten Garde, genug, er sprach zu Berthier:

„Trägt er das Kreuz, so muß ich ihn kennen. Man bringe ihn hierher, ich will versuchen, ob ich ihn beruhigen kann. Diese Güte gegen ihn wird auf seine Kameraden ihre Wirkung nicht verfehlen; sie werden morgen desto heldenmüthiger kämpfen."

Ohne im mindesten verlegen zu seyn, trat der Tambour in das kaiserliche Zelt und blieb einige Schritte von Napoleon entfernt stehen. Als man ihm noch immer nicht die Erlaubniß zu sprechen ertheilte, legte er die Hand an seine Mütze, räusperte sich ein wenig und wollte eben beginnen, als Napoleon ihm zuvorkam, indem er, ohne ihn anzublicken, fragte:

„Nun, was soll's? Was hast Du mir so eilig zu berichten?"

„Mein Kaiser — Ew. Majestät sehen mich hier, ich muß — —"

Als Napoleon diese ihm wohlbekannte Stimme

vernahm, blickte er empor, erkannte Romeuf und rief: „Bist Du's schon wieder?"

„Ja, mein Kaiser, ich, jetzt ich, und immer ich, bis an das Ende aller Enden! So sehe ich das Ding an!"

„So sprich, aber mache es kurz."

„Ja, mein Kaiser!" Und sehr rasch fügte er hinzu:

„Sire, was ich Ew. Majestät mitzutheilen habe, ist kurz und wird nicht länger dauern als die Sache selbst. Morgen werden Sie eine Schlacht liefern, das ist sicher. Sie haben Ihren Plan gemacht, aber Romeuf giebt Ihnen sein Wort, um eine verblümte-Redensart zu gebrauchen, derselbe Plan ist keine Prise Taback werth. So sehe ich wenigstens das Ding an."

Als der Kaiser diese dreisten Worte hörte, verließ ihn seine gewöhnliche Ruhe, in einem Anflug von Zorn griff er zu seiner Reitpeitsche und rief mit donnernder Stimme:

„Unverschämter, nicht ein einziges Wort mehr!" Bald aber schämte er sich dieser seiner Aufregung, er warf die Reitpeitsche weit von sich, „er ist ein Narr," stieß er langsam hervor. Unterdessen stand

Romeuf unbeweglich da, obgleich Berthier und alle, welche den Kaiser umgaben, kaum zu athmen wagten, so bestürzt waren sie von der Dreistigkeit des Soldaten, der ihnen ein Zwerg in Gegenwart eines Riesen schien.

„Haben Sie das mit angehört, meine Herren?" fragte Napoleon endlich.

Niemand wagte zu antworten. Romeuf aber begann mit sehr bewegter Stimme:

„Gerathen Sie nicht in Zorn, mein Kaiser, ich will Ihnen das ganze Ding klar vor Augen legen, daß Sie es mit Händen greifen können. Dann lassen Sie mich mit Bayonetten in einem Mörser zerstoßen; Romeuf wird sich auch dann noch glücklich schätzen, wenn er seinem Kaiser einen Dienst geleistet hat, dem er schon sein Leben, seine Ehre und viele andere Dinge verdankt."

Der Kaiser machte eine Bewegung mit der Hand, daß er weiter reden solle; der Trommelschläger fuhr also in demselben Tone fort:

„Erstens haben Ew. Majestät Ihren rechten Flügel durch eine Batterie von acht Haubitzen und vierundzwanzig Feldstücken geschützt, commandirt von dem General — — —"

„Genug, genug, unterbrach ihn Napoleon, wie von einem electrischen Schlage getroffen. Er blickte rasch um sich, dann sprach er in einem milderen Tone zu seinem Gefolge gewandt: „Treten Sie ein wenig zurück, meine Herren," und zu dem Tambour fügte er leiser hinzu: „ist da alles, was Du weißt? Wer hat Dir das gesagt? Rede schnell!"

„Verzeihen Sie, mein Kaiser, wenn Sie mich so rasch befragen, verwickele ich mich in meiner Mittheilung; wenn Sie mich lieber meinen eignen Weg gehen lassen — — —"

„So rede, rede! rief Napoleon, indem er ihn beim Arm erfaßte, sage die Wahrheit, von wem Du diese Kunde hast — die Wahrheit, sage ich — oder ich lasse Dich hier vor meinen Augen erschießen."

Diese Drohung schien auf den Tambour nicht den mindesten Eindruck zu machen, er legte wieder seine Hand an die Mütze und sprach mit unerschüttertem kalten Blute:

„Das ist etwas anderes, mein Kaiser, Sie haben das Recht dazu, Sie wissen ja, vor drei Jahren — Sie schenkten mir damals das Leben, Sie können es mir jetzt auch nehmen. Doch an Ihrer

Stelle wartete ich bis morgen, bis ich mich erschießen ließe, Sie könnten bis dahin erst selbst sehen. Was ich zu sagen habe, ist nur zu Ew. Majestät Vortheil. So sehe ich das Ding an."

„So sprich, Unglückseliger, rief Napoleon mit gränzenloser Ungeduld, Du siehst ja, daß ich es hören will."

Romeuf nahm nun einen Trommelschlägel aus seinem Gürtel, kniete nieder und zeichnete auf den Fußboden eine Art Plan, dann beschrieb er ihn folgendermaßen:

„Sire, an jener Ecke steht die besagte Batterie, Ihr rechter Flügel zieht sich bis dahin — wir Anderen bleiben da unten, sehen Sie wohl, da unten, als Reserve und — —"

Der Tambour sprach so zehn Minuten lang und setzte auf diese Weise den ganzen Plan auseinander, den der Kaiser für die morgende Schlacht entworfen und den die Oberbefehlshaber, welchen er denselben mitgetheilt hatte, nur allein kennen konnten. Indem er aufmerksam den Worten Romeufs horchte, durchlief sein Auge rasch die Linien, welche derselbe auf dem Fußboden gezogen hatte, seine Aufregung, seine Unruhe steigerten sich und

er sprach leise: „Es sind Verräther unter ihnen, wehe, wehe den Unglückseligen!"

Um aber genau hinter die Wahrheit zu kommen, bewältigte Napoleon seine Gemüthsbewegung und sprach scheinbar ruhig zum Trommelschläger: „Wenn Du denn doch so gut unterrichtet bist und meinen Plan mißbilligst, so setze mir einmal Deinen Plan auseinander; ich will einmal sehen, was ich von demselben zu halten habe."

„Sire, sprach der Tambour mit einem gewissen Stolze, alle Talente Romeufs stehen Ew. Majestät jeder Zeit zu Diensten, wie seine Glieder, sein Blut, sein Leben und alles, was ihm angehört. Nun sehen Sie, die Feindlichen sind da, ihre Cavallerie ist hier, ihre Artillerie — das weiß ich jetzt im Augenblicke nicht, aber das gilt gleich, sie werden alles daran setzen, die Position zu nehmen, wo Sie Ihre Batterie hinstellen. Ich also — an Ihrer Stelle, Sire — ich ließ die Batterie dort, statt der acht Haubitzen und der 24 Feldstücke aber, sendete ich 24 Haubitzen und 72 Feldstücke dorthin, also zusammen 96 Feuermäuler, welche ich durch das erste Regiment der Jägergarde, dem ich die Ehre habe anzugehören, unterstützen ließe. Ihr

linker Flügel müßte sich von jener Seite entwikkeln, um den rechten Flügel der Oestreicher anzugreifen, ohne im mindesten Ihrem Centrum zu schaden, und mit Anbruch des Tages ließ ich mein großes Orchester aufspielen, daß fünfhundert Millionen Teufel nichts als Feuer sehen sollten, und daß Oestreich am andern Morgen mit allen seinen Anhängern auf immer und ewig vernichtet wäre. So sehe ich das Ding an, fügte Romeuf selbstgefällig hinzu, Sie sehen, mein Kaiser, daß das, was ich mitzutheilen hatte, wohl der Mühe lohnte, angehört zu werden."

Napoleon schwieg. Er kreuzte seine Arme über seine Brust und schien nachzudenken. Nach einigen Secunden erhob er das Haupt:

„Es ist möglich, das etwas Wahres an der Sache ist, sprach er sehr ernst, den einen Theil meines Planes hast Du mir da vor Augen gelegt, was aber ganz gewiß ist, ist, daß, wenn Du mir nicht augenblicklich sagst, von wem Du diese Details hast, ich Dich hier vor meinen Augen erschießen lasse, wie ich es Dir gesagt."

„Es ist zum Bewundern, Sire, wie mein Kaiser bei dem einmal gefaßten Gedanken bleibt; ich

will mein Abenteuer hier genau berichten. Hören Sie mich an. Es wird Ew. Majestät bekannt seyn, daß ein Tambour der Garde natürlich neugierig ist, zu wissen, was rund um ihn her vorgeht. Gestern nach der Inspection sprach ich zu mir selbst: Romeuf, Deine Ration der Lebensmittel geht zu Ende, Dein armer Magen schlägt unaufhörlich den Generalmarsch, so kann das nicht gehen. Das Geld im Beutel ist auch ausgegangen, eine kleine Beute in der Nachbarschaft wird die Lücke ausfüllen. Ich streife also ein wenig umher, sehe bald in der Ferne einen Thurm, denke in meinem Sinn, wenn Du etwas erwischen kannst, so ist es bei einem Pfarrer und eile der Kirche zu."

„Sey bei den Nebendingen kürzer und komme zur Hauptsache," unterbrach ihn Napoleon, der ihm aufmerksam zuhörte.

„Ganz recht, mein Kaiser, also zur Hauptsache," entgegnete Romeuf.

„Der Geistliche war nicht anwesend, begann Romeuf, ich fand nur die Haushälterin, welche aber nicht mehr jung war. Ich überhäufte sie mit Complimenten in deutscher Sprache, so gut ich konnte, sie verstand dies Preambulum, und nach kurzer

Zeit saß ich an einer wohlbesetzten Tafel. Das Glück war zu groß, es konnte nicht von langer Dauer seyn! Ich delektirte mich an den mir vorgesetzten Speisen, als ich plötzlich Pferdegetrappel in der Ferne vernahm. Ich stecke den Kopf zum Fenster hinaus, ziehe ihn aber augenblicklich wieder zurück — es waren feindliche Husaren, welche heranspreng=ten.

„Nicht weit von dem Hause des Pfarrers machte das Detaschement Halt, die Reiter saßen ab, schrit=ten auf das Haus zu und klopften an die Thür. Wäre die Haushälterin weniger menschenfreundlich gewesen, Sire, ich und die ganze Armee, wir wä=ren morgen fricassirt worden; meine Manieren und meine Art die Dinge anzusehen, mußten sie jedoch für mich gewonnen haben, denn sie ließ mich, um mich zu verbergen, in eine Kammer unter ihr Bett schlüpfen, räumte schnell die Speisen vom Tische und öffnete unseren Feinden die Thür.

„Nun hörte ich, wie außen Schildwachen rund um das Haus ausgestellt wurden, dann sah ich, wie drei Ober=Offiziere eintraten. Einer von ihnen legte ein zusammengefaltenes Papier, wie ein Rap=

port, auf den Tisch, dann begannen sie ein Gespräch über ihre Angelegenheiten in deutscher Sprache. Da dachte ich denn: Romeuf, wenn Dir das Niesen ankäme, Du wärst verloren! — Nichtsdestoweniger verlor ich nicht ein Wort von dem, was jene Leute sprachen, denn ich verstehe das Deutsch ganz gut, und da hörte ich denn, wie ein Großer, Langer, sprach:

„Ich kenne die Intentionen Napoleons, ich habe Gewißheit. Er denkt, wir werden unsere ganze Macht auf unser Centrum verwenden. Nach dem Befehl an den General Lauriston, der einen Theil der Artillerie commandirt und dessen Instruction wir aufgegriffen haben, will er unsern rechten Flügel angreifen und zu gleicher Zeit gegen den linken mit 24 Stück Haubitzen manöveriren; meine Meinung ist daher, wir müssen ihm zuvorkommen und ihn auf diesem Punkt angreifen. In der Nacht muß sich der größte Theil der Artillerie dorthin begeben und sich der feindlichen entgegenstellen."

So sprechend zeichnete der österreichische General seine Dispositionen auf das Papier, welches er auf

den Tisch gelegt hatte. Die Andern blickten ihm über die Schultern und gaben ihre Meinung dazu. Endlich stimmten sie alle überein, verließen das Zimmer, bestiegen ihre Pferde und ritten noch schneller von dannen, als sie gekommen waren. Ich machte mich schnell aus meinem Versteck hervor, dankte meiner Wohlthäterin herzlich für die Bewirthung und Herberge und flog hierher. Wie Ew. Majestät jetzt selbst sehen, bin ich zur rechten Zeit eingetroffen, um die Armee zu retten."

Der Tambour hatte kaum seinen Bericht geendet, als ein Adjutant eiligst in das kaiserliche Zelt trat und in großer Aufgeregtheit folgende Kunde überbrachte:

„Sire, sprach er, so eben geht die Nachricht ein, daß der Ordonnanz-Offizier, welcher Ew. Majestät Schlacht-Dispositionen dem General Lauriston überbringen sollte, sich verirrt und das Unglück gehabt hat, einem feindlichen Detaschement Husaren in die Hände zu fallen."

Diese Worte schienen eine Last von der Brust des Kaisers zu wälzen. Er sah den Tambour scharf an und dieser wechselte gewissermaßen einen Blick des Einverständnisses mit dem Beherrscher

Frankreichs, indem er sagte: „Hören Sie wohl, Sire!"

„Kehre zu Deinem Bivouak zurück, sprach nun Napoleon zu Romeuf, rede zu keinem Deiner Kameraden von dem, was wir mit einander verhandelten. Später will ich sehen, was ich für Dich thun kann — wenn Du Dich anders gut aufführst," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Der Tambour schritt nicht wenig stolz aus dem kaiserlichen Zelte. Napoleon aber änderte unverzüglich die Dispositionen zu der auf morgen beabsichtigten Schlacht, die so eben erfahrenen Neuigkeiten bestimmten ihn dazu. Neue Befehle wurden sofort an den General Lauriston gesandt, sie erreichten ihre Bestimmung glücklich und die Sonne des folgenden Tages beleuchtete einen der schönsten Triumphe der französischen großen Armee.

Zwei Tage nach dem heißen Kampfe besuchte der Kaiser das Schlachtfeld, vertheilte Ehrenzeichen und tröstete die Verwundeten. Plötzlich drängte sich ein kleiner Soldat, die Stirn mit einer von Blut durchnäßten Binde umwunden, mühsam durch die Reihen des Generalstabes und wankte bis zum Pferde des Kaisers vor.

„Nun, mein Kaiser, begann der Soldat, indem er militairisch grüßte, das ist doch ein Sieg, den kein Maikäfer machen kann. Jetzt sehen Sie doch ein, Sire, daß ich Ihnen recht gerathen und den Feindlichen eine Suppe gekocht habe, die ihnen schon den Appetit verderben wird. Himmel und Erde, das war eine Bouillon. So sehe ich das Ding an."

„Sieh da, hier ist ja mein Tambour wieder, sprach Napoleon, indem er sein Pferd anhielt, Du hast wirklich Deine Schuldigkeit gethan; bei diesen Worten blickte er mitleidig auf den Kopf Romeufs. Jetzt sprich, was kann ich für Dich thun?"

„Ich habe nur eine Sache von Ew. Majestät zu erbitten, die Ihnen nicht viel kosten wird, entgegnete freimüthig der Trommelschläger. Lassen Sie nur in Ihre Bülletins setzen, daß ich, ich, Romeuf, die Schlacht von Wagram gewonnen habe."

„Jetzt ist dieser Mensch in der That toll geworden," sprach der Kaiser, sich zu den Offizieren seines Generalstabes wendend.

„Ew. Majestät wird mir einwenden, fuhr Romeuf, ohne sich stören zu lassen, fort, daß die Bülletins grade nicht von den Trommelschlägern er-

zählen, aber ich habe auch nicht den Ehrgeiz, der Erste seyn zu wollen. Erst kommen Ew. Majestät, das ist in der Ordnung, der erste Platz gehört Ihnen, aber der zweite mir. Wir sind die beiden Sieger in dieser Affaire. So wenigstens sehe ich das Ding an."

Als Romeuf seine Rede beendet hatte, zuckte Napoleon seine Schultern ohne ihm zu antworten, spornte sein Pferd und verschwand.

Und in der That war der Geist des armen Tambours verwirrt. Großer Eigendünkel und die Auszeichnung, welche ihm vor drei Jahren auf dem Wachtposten der Manufactur zu Theil wurde, als der Kaiser mit ihm sprach, legten den Grund zu dieser geistigen Unordnung. Die Umstände, welche seiner Verurtheilung zum Tode vorangingen, und seine Begnadigung brachten in seinem Gehirn eine noch größere Aufregung zu Wege. Die schwere Wunde in dem Kopfe gab den Ausschlag. Er hatte die fixe Idee gefaßt, daß er allein den Sieg bei Wagram entschieden habe. Er sprach es zu Allen, die ihm zuhören wollten, daß ohne ihn die große Armee aufgerieben worden wäre. Man lächelte und bemitleidete seinen Zustand. Seltsam genug, Nie-

mand hielt ihn für geistesverwirrt; so gut er konnte, verrichtete er seine militairischen Pflichten, - und es mußte ein ganz besonderer Umstand eintreten, um die Augen seiner Kameraden über seinen Zustand zu öffnen. Dieser Fall ereignete sich auch bald.

Die Regimenter der alten Garde waren in Wien und in dessen Umgegend einquartiert. Napoleon bewohnte Schönbrunn. Als er eines Morgens, nur von einem Adjutanten begleitet, um ein wenig umherzustreifen, ausritt, zeigte sich plötzlich der Tambour Romeuf, der immer in der Nachbarschaft auf der Lauer war, seinen Blicken.

„Verzeihung, Verzeihung, mein Kaiser, rief er sehr aufgeregt, ich weiß es wohl, daß der Gaul, der den Hafer verdient, ihn nicht zu fressen bekommt. Auch habe ich über das Ding ernstlich nachgedacht, und da habe ich denn zu mir selbst so gesprochen: „Romeuf, Du hast die Schlacht bei Wagram gewonnen, das ist ausgemacht. Da aber dieser Sieg Deinem Kaiser Freude macht, so mußt Du ihm schon die Ehre überlassen, das geht einmal nicht anders an. Aber Deine Schuld ist es doch wahrlich nicht, daß Du nicht größer bist, um den Stock

eines Tambour-Majors zu handhaben, doch wollen sie ihn Dir nicht geben, weil Du zu klein dazu bist. Auch gut, auch darein will ich mich finden! Tambour-Major kann ich nicht werden, da will ich mich denn damit begnügen, den Grad eines Bataillons-Commandanten anzunehmen, bei der alten Jägergarde, in welcher ich schon die Ehre habe zu dienen. Darum bitte ich Sie also jetzt, mein Kaiser, meine Kameraden können nichts dazu sagen, als daß ich rasch avancirt bin."

„Der Unglückselige hat seinen Verstand verloren, sprach der Kaiser, indem er den Tambour starr anblickte, zu Savary, der ihn gerade begleitete, wir müssen für ihn sorgen."

Der Adjutant erwiderte nichts, aber entfernte sich augenblicklich. Romeuf, der nur mit Mühe einige Momente geschwiegen hatte, begann aufs Neue:

„Sie müssen mir jetzt meinen Willen thun, Sire! Um ein Bataillon zu commandiren, braucht man gerade kein Riese zu seyn. So sehe ich wenigstens das Ding an."

Während der arme Tambour so sprach, erschien Savary wieder, begleitet von vier Mann Wache,

welche auf Romeuf zuschritten, um ihn nach der nahen Wache hinzuführen. Er ließ es ruhig geschehen und äußerte vor sich hinlächelnd die Bemerkung, wie es ihn wundre, daß man mit dem Sieger von Wagram also verfahre. Unglücklicher Weise commandirte Bonneville als Sergeant den Wachtposten. Als er Romeuf daherschreiten sah, mit unstätem Blick und schwankenden Knien, errieth er die Wahrheit und konnte einen Ausdruck des Erstaunens und des Schmerzes nicht zurückhalten. Mit dem Tambour war es dagegen seltsam. Als er den Sergeanten erblickte, der seinen Leuten den Befehl gab, ihn zu entwaffnen, wie es vor einigen Jahren derselbe Fall gewesen war, steigerte sich sein Wahnsinn zur höchsten Wuth. Sechs Männer waren kaum im Stande, ihn zu halten, man war gezwungen, ihm Arme und Beine zu binden, um einem Unglück vorzubeugen.

Nach einigen Stunden schon ward der unglückliche Romeuf nach dem Militair-Hospital in Wien geschafft.

9.

Zu Charenton.

Die kaiserliche Fürsorge erstreckte sich für den armen Tambour der Jägergarde sehr weit, Ludwig der Vierzehnte hatte, als er das Hotel der Invaliden, eines der schönsten Denkmale der Größe seiner Regierung gründete, nicht daran gedacht, daß die Soldaten aus Ehrgeiz wahnsinnig werden könnten, es waren also keine Säle in dieser umfangreichen Zufluchtsstätte für die Irren bestimmt. Napoleon befahl daher, daß der mit dem Kreuz geschmückte Romeuf nach Charenton geschafft und dort mit solcher Sorgfalt und Pflege behandelt werden solle, als ob er Staatsrath, General oder

Senator wäre. Dergleichen hochgestellte Leute gab es in der Irrenheilanstalt zu Charenton; Reiche und Glückliche sind dieser Geisteskrankheit weit eher ausgesetzt, als die armen Tröpfe dieser Welt, denn ein von wissenschaftlichen Ideen und politischen Combinationen erfülltes Gehirn verfällt am leichtesten den Abirrungen der ohnehin schwankenden menschlichen Vernunft.

Der Wahnsinn Romeufs war jetzt ruhiger geworden. Der Gedanke, daß er allein die Schlacht von Wagram gewonnen habe, beschäftigte ihn unaufhörlich; in seinem Zimmer oder im Garten schlug er mit zwei Stöcken, die ihm zu Tommelschlägeln dienten, die Märsche, welche an diesem denkwürdigen Tage getrommelt worden waren. Sein Gesicht war verzerrt und außerordentlich mager, eine krankhafte Röthe färbte seine Wangen, sein Auge schweifte wild umher, sein Anzug war durchaus vernachlässigt und zeugte von seiner gänzlichen Geistesverwirrung. Doch hatten die Ausbrüche derselben für seine Umgebung nichts Gefahrbringendes. Des Morgens stand er heiter auf, zeigte sich seinen Kameraden und rief mit Stolz: „Platz, Platz gemacht, der Sieger von Wagram erscheint!" Die

andern armen Teufel, verwirrt wie er, stellten sich schweigend in Reihen auf und verbeugten sich tief vor ihm, ohne in seine Behauptung den geringsten Zweifel zu setzen.

Den ganzen Tag über trommelte er; gegen Abend ward er finster und traurig. Eine Starrheit seines Blickes verkündete, daß seine fixe Idee ihn erfaßt habe. Er lächelte schwermüthig und sprach zu sich selbst. Er beschuldigte Napoleon der Undankbarkeit und beklagte den Neid und die Eifersucht, welche der Kaiser gegen ihn, den armen Tambour, hegte, da er ganz gut wisse, daß er, Romeuf, die Schlacht bei Wagram gewonnen habe. Spät Abends kehrte er in sein Zimmer zurück. Ehe er sich zur Ruhe legte, sang er jedesmal mit trauriger Stimme den folgenden Vers der berühmten Klage des Marschalls von Sachsen, welche damals in der Armee so populair geworden war.

Nichts bleibt verschont, o grimmer Tod,
Von Deinem ernsten Machtgebot;
Gekrönten Hauptes stolzer Sinn
Legt folgsam Kron' und Scepter hin
Und eilt von Hoheit weg und Pracht,
Winkst Du zur ew'gen Grabesnacht.

Seltsam genug, so lange er wahnsinnig war, sprach er nie das ihm so zur Gewohnheit gewordene „so sehe ich die Dinge an" aus. Als im Frühling des Jahres 1810 die alte Garde nach Paris ging, um bei der Vermählungsfeier des Kaisers mit der österreichischen Erzherzogin Marie Louise gegenwärtig zu seyn, hatte der Sergeant Bonneville nichts Eiligeres zu thun, als seinen alten Kameraden Romeuf zu besuchen. Von Courberoie bis Charenton ist eine ziemliche Entfernung, die Freundschaft aber achtete ihrer nicht.

Als Bonneville zu Charenton anlangte, fand er Romeuf im Garten, gegen einen Baum gelehnt, mit seinen Stöcken auf einem abgehauenen Stamme den Marsch der Jägergarde trommelnd. Von Zeit zu Zeit hielt er inne, legte die eine Hand über die Augen, um sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und rief mit lauter Stimme: „Die junge Garde vor! — Macdonald würde es schlecht ergehen, wenn die Oesterreicher ihm in die Flanke fielen. — Seht da — die Infanterie kommt an einander — recht so, recht so! — Vorwärts, vorwärts, der Sieg ist unser! — Ich hab's dem klei-

nen Corporal wohl gesagt, wenn wir Beide so agiren, gewinnen wir die Schlacht!"

Und wieder begann er zu trommeln mit einem Eifer, der wahrhaft bewunderungswerth war — dann hörte man ihn neuerdings commandiren, jubeln über den errungenen Sieg — dann wieder trommeln.

Der Sergeant Bonneville war in einiger Entfernung von dem Baume stehen geblieben und beobachtete mit schmerzlicher Neugier die verschiedenen Bewegungen des armen wahnsinnigen Tambours. Dieser war so sehr mit seiner fixen Idee beschäftigt, daß er ihn gar nicht bemerkte. Endlich trat der Sergeant auf ihn zu.

„Guten Tag, Romeuf, sprach er, indem er ihm die Hand hinhielt, wie gehts Dir, alter Freund?"

Der Trommelschläger blickte ihn mit unstäten Augen an, erkannte endlich die Uniform, welche er selbst ebenfalls getragen hatte, und fragte ganz fremd: „Was wollen Sie, mein Herr?"

„Was ich von Dir will, Romeuf? Erkennst Du mich denn nicht? Ich bin ja Dein alter Kamerad, Dein Freund!"

„Mein Freund? wiederholte der Geisteskranke,

ich habe keinen mehr. — Und dennoch, warten Sie. —— Es ist mir wirklich, als hätte ich Sie schon gesehen — doch muß das lange her seyn — ich denke zu der Zeit, als ich die Schlacht von Wagram schlug. — Jetzt weiß ich's, Sie sind der Sergeant Bonneville der Jägergarde."

„Das bin ich mit Leib und Seele! rief freudig der Angekommene, ich erwarte nur dies eine Wort, um Dich herzlich zu umarmen."

Der Tambour warf sich in die Arme Bonneville's und Beide hielten sich einige Secunden lang fest umschlungen.

„Wie geht's Dir denn hier?" fragte endlich der Sergeant.

Romeuf antwortete nicht bestimmt auf die ihm vorgelegte Frage. Er blickte scheu und ängstlich umher, so als fürchte er, von unberufenen Zeugen gehört zu werden, dann trat er dicht zu seinem dereinstigen Kameraden und sprach leise:

„Es sind vielerlei Dinge passirt, Herr Bonneville, seitdem wir uns nicht gesehen haben, und ich fürchte, es werden noch entsetzlichere passiren. Nach der Schlacht von Wagram, die, wie Sie wissen, einzig und allein durch mich gewonnen

wurde, bin ich die Beute der härtesten Verfolgungen geworden. Endlich eines Tages — oder besser eines Abends, kamen gar die Mamelucken der Garde — drangen in mein Logis — die Marschälle des Reichs waren grade bei mir und überhäuften mich mit Lobeserhebungen über mein treffliches Manöver in der Schlacht — da kommen die Mamelucken, wie gesagt, ergreifen mich gewaltsam, setzen mich in eine Kutsche und bringen mich hierher. — Sie wissen doch, bei wem ich hier bin?"

Bonneville wagte nicht, irgend etwas zu erwiedern und der arme irrsinnige Tambour fuhr fort:

„Sie wissen es nicht? Nun gut, so will ich es Ihnen sagen. Der persische Gesandte wohnt hier. Er behandelt mich sehr gut — er läßt mir das Beste vorsetzen, was er nur auftreiben kann. — Nun werden Sie fragen, was dieser Perser davon hat, mich hier fest zu halten? Das kann ich Ihnen gleich erklären. Das ist ein feiner Streich von dem kleinen Corporal — der ist auf mich eifersüchtig wie ein Tiger, eifersüchtiger, als er es je auf Jaubert, Hoche oder Moreau war. — Doch halt, Herr Bonneville, ich muß nachsehen,

ob wir auch nicht behorcht werden — der hat seine Spione überall!"

Nach diesen Worten schritt Romeuf von einem Baum zum andern, blickte hinter jeden Busch, und schauete ängstlich rechts und links, um sich zu überzeugen, ob auch keine unberufene Zeugen ihm auflauerten; als er diese Gewißheit erlangt hatte, eilte er, sichtbar beruhigt, wieder zu seinem geduldigen Zuhörer.

„Wissen Sie, was der kleine Corporal gedacht hat? fuhr der arme Narr fort, ich will es Ihnen sagen: So lange der Romeuf bei seinem Corps ist, sitze ich nicht fest auf meinem Throne, und früh oder spät wird es die alte wie junge Garde wissen, daß er allein die Schlacht von Wagram gewann; es verlautet schon jetzt etwas davon und ich muß mir diesen Mann um jeden Preis vom Halse schaffen. — Darnach hat der große Kaiser denn seine Maßregeln genommen; er hat den persischen Gesandten zu sich beschieden, und hat ihm anvertraut, wie der Kaiser von Persien wünsche, daß er, der Kaiser der Franzosen, ihm einen ausgezeichneten General sende, der die persischen Truppen auf französischen Fuß organisire. Da könne

er ihm denn gar keinen besseren empfehlen, als den tapfern Romeuf, der mit ihm die Schlacht von Wagram gewonnen habe. — Sie sind erstaunt, Herr Bonneville, daß der kleine Corporal das alles dem persischen Gesandten anvertrauete, aber was konnte ihm das schaden? Der Gesandte konnte nicht französisch sprechen und kehrte in sein Vaterland zurück, um nie wieder nach Frankreich zu kommen.

„Noch am Abend des Tages, an dem die Unterredung statt fand, brachten mich die Mameluken hierher und ich erwarte nun täglich meine Marschroute. Wollen Sie mit, Herr Bonneville, ich mache Sie zum Chef meines Etat-Majors; da ich nicht einmal französisch lesen und schreiben kann, wird es mir schwer werden, die Befehle in türkischer Sprache abzufassen. Ich werde sie Ihnen dictiren und da werden Sie mir von großem Nuzzen seyn."

„Danke, mein lieber Freund, danke für jetzt, antwortete der Sergeant, der die Rede des Tambours mit vieler Geduld angehört hatte, ich will noch eine Zeitlang bei der Garde bleiben; später aber, wenn ich nicht etwas mehr avancire, als es

bis jetzt geschehen, fügte Bonneville mit einem bitteren Lächeln hinzu, dann komme ich Ihnen nach."

„Das thun Sie, Bonneville! Ihnen ist hier oft Unrecht geschehen, der Marschall Romeuf wird bei den Persern versuchen, Ihre Verdienste geltend zu machen."

Die Unterhaltung der beiden ehemaligen Kameraden drehte sich noch ein Weilchen um denselben Gegenstand. Als Bonneville endlich den armen Tambour verließ, begab er sich zu dem Direktor des Institutes, um ihm im Namen des ganzen Corps für die Sorgfalt zu danken, welche er ihrem unglücklichen Kameraden angedeihen ließ. Der Vorsteher der Anstalt empfing ihn sehr freundlich.

„Wäre denn gar keine Hoffnung zur Wiederherstellung des armen Romeuf?" fragte der Sergeant im Laufe des Gesprächs.

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr, lautete die Antwort, daß die Heilung des Geisteskranken höchst zweifelhaft ist, es müßte denn eine heftige unerwartete geistige Erschütterung plötzlich seine Organe wieder in ihren geregelten Zustand versetzen, dann könnte man auch eine Rückkehr der Vernunft hoffen. Doch, fügte der Direktor achselzuckend

hinzu, fürchte ich, eine solche Heilung würde nur momentan seyn. Indeß wäre allerdings ein Versuch zu machen."

„Eine heftige geistige Erschütterung, erwiederte Bonneville und ein Strahl der Freude überflog plötzlich sein Gesicht, wenn eine solche dazu beitragen könnte ihn zu heilen, so wollen wir sie hervorbringen. Ihr Rath, mein Herr, ist vielleicht im Stande, dem Corps einen seiner besten Soldaten wiederzugeben."

Der Sergeant verabschiedete sich von dem Director der Irrenanstalt zu Charenton und versprach, sich baldigst wieder einzustellen, um ihm den gefaßten Plan vorzulegen.

Schon in der nächsten Woche erschien Bonneville plötzlich zu Charenton, er stürzte in Romeufs Zimmer und hielt dem Tambour, der ihn sogleich erkannte, ein gedrucktes Blatt hin.

„Lesen Sie, lesen Sie, mein lieber Freund! rief Bonneville und seine Augen leuchteten voll Hoffnung, man läßt Ihren Verdiensten endlich Gerechtigkeit widerfahren! Oeffentlich steht es da gedruckt, was Sie gethan. Dies ist das Bülletin der Schlacht von Wagram, wie es der Kaiser selbst

dictirte und wie es im Moniteur erscheinen wird. Lesen Sie, lesen Sie, oder besser noch, ich will es Ihnen vorlesen, hören Sie zu." Und er las wie folgt:

„Daß die Schlacht von Wagram gewonnen wurde, daß sie in ihren Folgen für Frankreich und die große Armee so glorreich war, wie die Siege von Marengo, Austerlitz und Jena, das dankt man, dies denkwürdige Resultat dankt man dem Tambour Romeuf, vor der zweiten Compagnie des ersten Bataillons der Kaiserlichen Jägergarde zu Fuß, welcher Seiner Majestät dem Kaiser den Plan zu dieser Schlacht lieferte, und der, nachdem er sich als General gezeigt hatte, sich in der Schlacht selbst als tapferer Soldat bewies."

Romeuf wagte während dieser Vorlesung nicht laut zu athmen. Seine Augen waren starr auf das Papier geheftet, das Bonneville in der Hand hielt. Seine ganze Seele, sein ganzes Wesen schien an dem Blatte zu hängen, seine Brust hob sich sichtbar.

„So ist es denn wahr, stieß der Tambour hervor, als der Sergeant aufhörte zu lesen, so ist es denn wahr, im Angesicht der ganzen Armee nennt

man mich den Sieger der Schlacht von Wagram! Welche Neuigkeit bringen Sie mir, Herr Bonneville — ein Freudentaumel durchzuckt meinen Körper — ich glaube, ich werde in diesem Glücke sterben! Hätte ich über tausend Leben, ich würde sie alle dem Kaiser opfern, der mir öffentlich Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ich dankte ihm schon einmal mein Leben, was habe ich ihm nun zu danken! Doch nein, nein, nichts, wir sind mit einander quitt."

Er warf sich erschöpft in die Arme Bonneville's, Thränen entstürzten seinen Augen. Nach und nach wurde er indeß ruhiger, verlor das Bewußtseyn und versank endlich in einen ohnmächtigen Zustand.

Der anwesende Arzt der Anstalt, welcher vorher von allem in Kenntniß gesetzt worden war und mit Ungeduld den Ausgang dieses Auftrittes erwartet hatte, sprach zu dem Sergeanten:

„Ich glaube, mein Herr, Ihr Mittel wird anschlagen, die Freundschaft hat Ihnen den rechten Weg gezeigt. Jetzt ist es an uns, die angefangene Arbeit zu vollenden; die Schritte der Wis-

senschaft werden hoffentlich von eben so glücklichem Erfolge seyn."

Der Arzt irrte sich nicht. Nach einem Schlaf von mehreren Stunden erwachte Romeuf so ruhig, so mit völliger Vernunft, als vor der Schlacht von Wagram. Auf Veranlassung des Direktors hatte man ihn aus der Anstalt in ein anderes Haus des Dorfes geschafft, damit er bei seinem Erwachen nicht etwa einige seiner Unglücksgefährten gewahre. Als sich der Tambour ermunterte, sah er am Fuße seines Bettes nur seinen Freund Bonneville; seine Uniform und seine Ehrentrommelschlägel lagen auf einem Stuhle. Er blickte einige Momente lang sinnend auf diese ihm lieben Gegenstände, von denen er so lange getrennt gewesen war, dann äußerte er zu Bonneville:

„Mir scheint es, Sergeant, als habe ich einen schweren Traum gehabt; Sie haben mich erweckt, ich danke Ihnen dafür. Jetzt heißt es zwischen uns: Im Leben, wie im Tode! Wenigstens sehe ich die Dinge so an."

10.

Der Kremlin und das Hospital.

Der französische Adler glänzte endlich auf den Thürmen des Kremlins; eine furchtbare Schlacht hatte der Triumphator über Europa bei Moskau geliefert, der Einzug in diese Stadt aber glich keinem Einmarsch der Sieger. Keine neugierige oder von Schrecken erfaßte Bevölkerung zeigte sich den Blicken der einziehenden Soldaten; alles war stumm und todt. Die Escadronen und Bataillone der Garde schritten nur langsam in dieser schauerlichen Oede vorwärts. Ein dunkles, banges Vorgefühl beugte die Seelen der Krieger nieder und hemmte die Freude, welche sonst jeden Sieg begleitet. Die

Oberoffiziere fürchteten, daß die Feinde sie in Schlingen locken wollten, und beorderten also die strengsten Untersuchungen aller von den Russen verlassenen Stellen.

Napoleon hatte den Befehl gegeben, daß der Kremlin, den er bewohnen wollte, von einem Bataillon der Garde-Voltigeurs, unter dem Commando des unerschrockenen Cambronne, bewacht werden sollte. Demzufolge hatte die Hälfte des Regiments, dem Romeuf angehörte, von diesem alten Wohnsitz der russischen Kaiser Besitz genommen.

Wir sind aber unseren Lesern noch den Bericht schuldig, wie es zuging, daß der ehemalige Tambour der Jägergarde sich in Moskau befand.

Als er, dem Anschein nach geheilt, Charenton verließ, hatte er sich zu seinem ehemaligen Chef begeben und ihm seinen Wunsch mitgetheilt, wieder in sein Corps, nicht als Tambour, sondern als Jägergardist, eintreten zu dürfen.

„Nach dem, was sich vor zwei Jahren zu Schönbrunn zutrug, hatte der General Michelin Romeuf wieder geantwortet, ist das ganz unmöglich. Sie wissen, Romeuf, so gut als ich, daß die Grenadiere und die Jäger der Garde das Vorrecht haben, den

Dienst um die Person des Kaisers zu versehen. Was würde er sagen, wenn er Sie wiedersähe?"

„Er würde sagen: Wie geht es jetzt mit der Gesundheit, Romeuf? Und ich würde erwiedern: Sehr gut, mein Kaiser. Wenigstens sehe ich das Ding so an."

„Aber nicht jeder betrachtet die Dinge auf solche Weise, hatte Michelin ihm wieder bemerkt, indem er bedauernd mit den Achseln zuckte: Sie können nicht wieder in die Jägergarde treten."

„Wohin aber soll ich mich wenden, General? Ich kann aus der Garde nicht in ein anderes Corps treten, ohne um einen Grad zu avanciren. Was ich noch bis jetzt verlangt habe, hat mir der kleine Corporal abgeschlagen. So sah er wenigstens das Ding an."

„Und der Kaiser sieht die Dinge von der richtigen Seite an, hatte ihm wieder Michelin erwiedert. Nichtsdestoweniger giebt es noch ein Mittel, Sie zufrieden zu stellen. Ich will mit Cambronne sprechen, er ist mein Freund, ich will ihn fragen, ob er Sie bei seinen Voltigeurs anstellen will. Sie bleiben dann in der Garde, und kommen nicht in die Verlegenheit, von dem Kaiser bemerkt zu werden."

„Damit wäre ich überaus zufrieden, General, so ist meine Weise, die Dinge anzusehen."

Einige Tage darauf wurde Romeuf dem ersten Bataillon des dritten Regiments der Voltigeurs beigegeben, er hatte den Feldzug in Rußland mit seinem Regiment mitgemacht, ohne daß ihn der Zufall dem Kaiser vor Augen gebracht hätte. Dieser war den andern Tag in Moskau eingezogen. Bei dem Anblick des Kremlins, des ungeheuren Kreuzes des großen Iwan und des schönsten Theils der Stadt, den man von der Citadelle aus überschauen konnte, rief er aus:

„Hier, hier will ich den Frieden unterzeichnen."

Und er war in den Kremlin eingezogen. Das Innere dieses ungeheuren Palastes bot eine große Anzahl von Gemächern dar, welche sämmtlich auf das Prächtigste möblirt waren. Der Kaiser selbst bewohnte die Säle, welche die Aussicht auf den Fluß und auf eine große Menge von Kirchen und Häusern gestatteten.

„Jetzt wollen wir sehen, sprach er, als er sich in seinen Gemächern eingerichtet hatte, was die Russen zu thun gedenken. Wenn sie sich weigern, mit mir zu unterhandeln, haben wir uns unsere

Winterquartiere gesichert. Wir geben dann der Welt das außerordentliche Schauspiel, eine Armee friedlich in der Mitte eines sie scharf zusetzenden Feindes überwintern zu sehen. Die große Armee in Moskau gleicht einem Schiffe im Eise; bei der Rückkehr der guten Jahreszeit beginnen wir den Krieg auf's Neue und gehen nach Petersburg."

Der Mensch denkt, der Allmächtige aber droben lenkt!

Kaum hatte Napoleon sich recht in der alten Behausung des Romanows installirt, als die furchtbare Feuersbrunst ausbrach; Flammen und brennende Balken erreichten bald das Dach des Kremlins. Rasch werden Befehle ertheilt, das Feuer zu löschen; es vervielfältigt sich aber auf allen Punkten Moskau's. Der Kaiser durchschreitet seine Gemächer in der heftigsten Gemüthsbewegung, eilt an die Fenster und schaut mit finsterem Auge die furchtbaren Verheerungen, welche die Flammen anrichten. Das aber ist noch nicht alles; ein Gerücht verbreitet sich, der Kremlin sey unterminirt, die Russen hätten das bewerkstelligt. Der Kaiser antwortet auf diese Kunde nur durch ein ungläubiges Kopfschütteln und blickt immer wieder und

wieder hinaus nach den entsetzlichen Fortschritten, welche das vernichtende Element in seinem Laufe macht. Alles ist nur ein Feuermeer, den einzigen dunklen Punkt bildet der großartige alte Bau, der Kremlin. Aber die Nacht senkt sich herab und einzeln wird der Ruf vernommen: „Feuer, Feuer! im Kremlin!" — Mürat, Eugène und Berthier stürzen in das Gemach des Kaisers und beschwören ihn, dem Verderben zu entrinnen. — Napoleon eilt hinaus, um sich selbst von der Gefahr zu überzeugen. Er sieht sich von einem Flammen-Ocean umgeben, und giebt den Bitten der Seinen nach. Er steigt die Treppe nach Norden hinab, welche durch die Niedermetzelung der Strelitzen schon früher eine traurige Berühmtheit erhalten hatte.

Napoleon bleibt plötzlich bei dem Anblick eines seiner Gardisten stehen, welcher an den letzten Stufen als Schildwach aufgestellt ist, und, ganz umgeben von Rauch, das Gewehr präsentirt.

„Warum hat man den da nicht fortgehen heißen? fragte Napoleon, zu seinen Offizieren gewandt, und ohne ihre Antwort abzuwarten, rief er der Schildwach zu: Geh, geh, mache daß Du fort kommst. Man braucht Dich hier nicht mehr!"

„Ganz unmöglich, mein Kaiser; der Corporal, der mich hierher gestellt hat, muß mich auch wieder abrufen. So wenigstens sehe ich das Ding an."

Bei dieser Rede näherte sich ihm der Kaiser. „Wie, was? ist das nicht mein ehemaliger Tambour? fragte er, ich glaubte, Du wärest närrisch geworden."

„Vergebung, Sire, ich war nur bei Wagram ein Narr; mein Kaiser hatte mir den Kopf verdreht."

„Du hassest ja die Preußen und Russen, was sagst Du jetzt zu den Letzteren?"

„Ich sage von ihnen, was ich immer gesagt habe, daß wir sie schlagen. So sehe ich wenigstens das Ding an."

„Wir haben ihnen nachlaufen müssen, um sie zu erreichen, aber bei der Moskwa haben sie sich uns derb gezeigt."

„Sie hätten besser gethan, versteckt zu bleiben, so sehe ich das Ding an."

„Sire, bemerkte einer der Oberoffiziere, der mit Schrecken gewahrte, wie der Rauch sich immer mehr und mehr verdichtete, Ew. Majestät möchte sich beeilen — —"

„Ganz recht!" unterbrach ihn Napoleon kurz-

weg und sich wieder zu Romeuf wendend, rief er ihm zu: „Jetzt geh, ich sage es Dir, ich will es."

„Um Vergebung, mein Kaiser, das geht nicht. Sie haben das Recht, mich todtschießen zu lassen und mir Gnade zu ertheilen, aber Sie können mich nicht von meinem Posten weisen. Nur der Corporal Verdure hat dies Recht, ich will ihn erwarten; denn so sehe ich das Ding an!"

„So bleibe!" rief Napoleon mie einem wohlwollenden Blick auf seinen gewesenen Tambour, und schritt selbst weiter unter dem Krachen der Balken und dem Geprassel des Feuers. An eine freie Stelle gelangt, sprach er zu dem Herzog von Wagram: „Der tapfere Bursch! Glückliches Land, Frankreich, dessen Kinder das Herz so an der rechten Stelle tragen."

Der Corporal Verdure erschien endlich, um Romeuf abzurufen. „Nicht wahr, es wird Zeit?" fragte der Unteroffizier.

„In der That, Corporal, erwiederte mit einem Lächeln der gewesene Tambour, dessen Gesicht vom Rauch geschwärzt war, ich sehe nichts mehr, als Feuer." Und ruhig und langsam schritt er mit dem Corporal hinweg.

Die Schläge und Widerwärtigkeiten, welche die französische Armee von diesem Augenblicke an erlitt, vermehrten nur noch Romeufs Haß gegen die Russen. Es ist weltbekannt, wie die französischen Cohorten ihren Rückzug bewerkstelligten durch niedergebrannte, verödete Dörfer, durch unabsehbare Eis- und Schneewüsten. Die Verzweiflung ging Hand in Hand mit der gränzenlosesten Verwirrung. Den Kaiser, die Generäle, die Soldaten, alle traf das gleiche Elend. Keine Lebensmittel, keine Zuflucht, keine Ruhe bis zu dem Moment, wo die Beresina mit ihrem Leichentuch von Eis viele der Krieger bedeckte.

Nie wird die Geschichte glänzendere Waffenthaten aufweisen, als die, welche der Feldzug von 1813 darbot. Später, 1814, mußte der Boden Fuß bei Fuß vertheidigt werden, und die gränzenloseste Ergebenheit, das Genie und die höchste Tapferkeit mußten der Uebermacht einer Million Feinde weichen. In der Bataille von St. Dizier, der letzten, welche Napoleon den Verbündeten lieferte, erreichte die Wuth des gewesenen Tambours gegen die Preußen ihren höchsten Grad. Der Kaiser, welcher an diesem Tage das Glück der Waffen

erzwingen wollte, warf sich in ein Bataillon der alten Garde und rief:

„Vorwärts, vorwärts, Kinder, gedenkt, daß wir nie mit den Preußen eine Schlacht hatten, ohne sie zu schlagen."

„Das ist auch meine Weise, das Ding anzusehen," erwiederte eine Stimme aus den Reihen, welche den Lärm des Gewehrfeuers überschrie.

Es war Romeuf. Er war überglücklich, den verhaßten Gegnern gegenüber zu stehen; seine Freude aber war von kurzer Dauer. Wenige Minuten später zertrümmerte ihm eine Preußische Kanonenkugel den rechten Arm. Der arme Schelm wurde hinter die Reihen geschafft, und war einer der Wenigen, welche man nach Paris transportiren konnte. Dank seiner kräftigen Constitution, sein Zustand war nicht lebensgefährlich und schon hatte man Hoffnung zu einer gänzlichen Heilung, als er eines Tages im April in seinem Bett im Hospital ein seltsames Trommeln vernahm, das ihm fremd vorkam. Er horchte aufmerksam hin und schrak mächtig zusammen.

„Jetzt erkenne ich den Trommelschlag, rief er

im höchsten Grade aufgeregt, er ist nimmermehr etwas werth gewesen!"

Es war ein Preußisches Regiment, welches siegreich durch die Barrière von Vaugirard in Paris einzog. Ganz außer sich stürzte Romeuf aus seinem Bett dem Fenster zu, nahm alle seine Kraft zusammen und schrie mit donnernder Stimme:

„Es lebe der Kaiser! Die Preußen können sich nicht mit uns messen! Das sagt laut der Sieger von Wagram." Wie man aus dieser Rede ersieht, hatte der Direktor der Irrenanstalt zu Charenton vollkommen Recht, als er vorausgesagt, daß der Tambour nicht vollständig geheilt werden würde.

11.

Der Verbannte.

An einem frischen, heitern Morgen im September des Jahres 1815 irrte der General der alten Jägergarde, Michelin, den Napoleon nach dem Feldzuge von 1813 zum Divisionsgeneral und zum Groß-Offizier der Ehrenlegion erhoben hatte, in der Umgegend von Straßburg umher, denn er wagte sich nicht hinein in die Stadt, um eine Ueberfahrt über den Rhein zu suchen. Mit inbegriffen in die Ordonnanz vom 24. Juli, welche den größten Theil der Großoffiziere des Reichs verbannte, dankte er es der aufopfernden Liebe seiner Frau und dem Costüme eines Elsassers, mit dem er sich

bekleidete, daß er den Nachforschungen entging, die seinetwegen angestellt waren. Schon viele Stunden umherstreifend, bis zum Tode von Anstrengung und Hunger ermattet, entschloß sich der wackere, ehrenwerthe Michelin endlich, in der ersten besten Behausung die Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch zu nehmen. Gegen Abend hemmte er daher seine Schritte vor einer einzeln daliegenden Herberge, welche eine kleine Strecke von einem nicht unbedeutenden Dorfe sich seinen Blicken zeigte. Der Verbannte blickte um sich, dann trat er dem Hause näher, horchte aufmerksam hin, schielte von weitem durch die Fenster, erblickte nur unverdächtige Gegenstände und Bewohner, und beschloß hinein zu treten. Seine Sprachweise mit seinem Costüme in Einklang zu bringen, bat er in einem Gemisch von Deutsch und Französisch, um ein Abendessen und um ein Lager für die Nacht, und ohne die Antwort des Hausherrn, an den er sich gewendet, abzuwarten, setzte er sich an einen Tisch und machte es sich bequem. Während der Wirth einer Magd die nöthigen Befehle gab, glaubte Michelin zu bemerken, daß ein Mann, der in einer Ecke saß und ruhig seinen Schoppen Bier trank, ihn mit großer Aufmerksam-

keit betrachtete. Er war nur von kleiner, hagerer Gestalt, seine gebräunte Hautfarbe indeß, seine militairische Haltung, vor allem aber die vielen Narben, welche sein Gesicht entstellten, ließen leicht in ihm einen der Soldaten erkennen, welche seit zwanzig Jahren Europa als Sieger durchzogen. Plötzlich sprang der so eben beschriebene Mann von seinem Sitze auf, trat dicht zu Michelin, legte die Hand an sein ergrautes Haar und sprach mit leiser Stimme:

„Entschuldigung, mein General! Mir scheint es, als wenn Ihnen die Uniform, welche Sie jetzt tragen, nicht so gut ansteht, als die der alten Garde."

Der Verbannte, welcher sich erkannt sah und für seine Sicherheit fürchtete, legte die Hand an sein Pistol, welches er in der Tasche trug.

„Ruhig, ruhig, mein General, sprach der kleine Mann, der seine Intention merkte, gebrauchen Sie doch nur den Ihnen eigenthümlichen Scharfblick, und es wird Ihnen leicht werden, den zu erkennen, mit dem Sie es jetzt zu thun haben."

„Ich glaube in der That, daß Sie mir nicht ganz fremd sind, entgegnete Michelin, der Zeit ge-

habt hatte, seinen Gefährten genau zu betrachten. Sind Sie nicht ein Soldat der alten Jägergarde? Habe ich Sie nicht bei Waterloo gesehen?"

„Sie sehen die Dinge vom höchsten Standpunkte an, mein General. Ein Wenig war ich bei der Garde, dessen schmeichle ich mir, aber von Watarloo u. s. w. war keine Rede."

„Sie dienten?"

„Im ersten Regiment der Füselier-Garde, in das ich mich aufnehmen ließ, nach meinem Unglück in Schönbrunn. Ich habe dann die Schlacht an der Moskwa mitgemacht und wäre beinahe lebendig gebraten worden, oder erfroren. Doch unsere Bekanntschaft schreibt sich von früher her. Erinnern Sie sich nicht des kleinen Postens bei der Manufactur? des bewußten Kriegsgerichts? Und der Unterredung, welche ich in Ihrer Gegenwart mit dem kleinen Corporal zu Saint Cloud hatte? Kennen Sie Romeuf nicht mehr, den Tambour der Jägergarde, der ein Rencontre mit dem Sergeanten Bonneville hatte? Gedenken Sie nicht mehr der Zeit, als Sie mein Chef waren und ich Ihnen mein Leben verdankte? Ohne Sie wäre

ich Piff, Paff, Puff gewesen." Bei diesen Worten machte er das Manöver des Todtschießens.

Während der gewesene Tambour so sprach, beobachtete ihn Michelin genauer und erkannte ihn.

„Wirklich, Du bist's, mein armer Romeuf, sagte er zu ihm, indem er sich rasch von seinem Sitz erhob und dem tapferen Soldaten die Hand reichte, jetzt erkenne ich Dich ganz gut. Du bist mir aus den Augen gekommen seit der Affaire — von Wagram. Ich freue mich, Dich wiederzusehen."

„Also gedenken Sie auch noch der Schlacht von Wagram," entgegnete der gewesene Tambour, indem er die Hand seines vormaligen Oberoffiziers ehrerbietig drückte.

„Wir waren ja beide dabei," versetzte Michelin lächelnd.

„Doch getrennt, bemerkte Romeuf. Ich schritt voran. Sie werden sich erinnern, daß ich im Verein mit dem kleinen Corporal dazumal die Schlacht gewann. Wenigstens ist das meine Weise, das Ding anzusehen."

„Das war unter den Trommelschlägern eine abgemachte Sache."

„Wie in der ganzen Armee, fiel der Tambour

Michelin in die Rede. Wenn der Kaiser das in seinen Bülletins nicht einräumen wollte, so war es große Ungerechtigkeit, die ihm alles das folgende Mißgeschick bereitet hat. Doch von etwas Anderem. Trauen Sie meinem Scharfblick, General, hier ist kein sicher Cantonnement für Sie, Sie müssen an einen Rückzug denken und das je eher je lieber."

„So höre, mein braver Bursche, Du kennst das Land und seine Umgebungen. Funfzig Napoleonsd'or, wenn Du bewerkstelligst, daß ich noch diesen Abend den Rhein passire!"

Romeuf fuhr zusammen; Thränen drängten sich in seine Augen und mit bebender Stimme sprach er: „Geld! mir Geld bieten, wenn ich meinem General einen Dienst leisten soll! Dem Romeuf Geld! Und fest preßte er die Hand auf seine Brust. So können Sie das Ding nicht ansehen, mein General!"

„Du hast recht, redlicher Mann, entgegnete Michelin sehr bewegt, der heißeste Dank meines Weibes, meiner Kinder." —

„Das lasse ich mir gefallen. Heut Abend aber geht's nicht mehr. Kommen Sie mit mir nach

Straßburg. Morgen wollen wir die Sache ins Werk richten!"

„Woran denkst Du? Nach Straßburg? Ich würde auf der Stelle schon am Thore arretirt werden, ich habe keinen Paß, ein solches Wagniß wäre tollkühn."

„So sehen Sie das Ding an. Ich aber habe Papiere für uns Beide, sie sind in der besten Ordnung. Die älteren behalte ich, und diese hier sind für Sie. Sie gehörten einem armen Lieutenant zu, dem die Preußen zu Mont Saint Jean den Garaus machten. — Ja, ja, die Russen und Preußen! Nie in meinem Leben sah ich die von einem anderen Gesichtspunkte an. Doch genug davon. — Der arme Lieutenant muß jetzt nach Straßburg aufbrechen, Sie verstehen mich? Bezahlen wir die Zeche und machen daß wir fortkommen. So müssen wir Beide jetzt das Ding ansehn."

Der General Michelin begriff, daß die größte Eile nöthig sey, er bezahlte die geringe Zeche und nach einem zweistündigen Marsch, den sie sich mit Gesprächen verkürzten, zogen Beide ungehindert in Straßburg ein, wenige Augenblicke zuvor, als die Thore geschlossen wurden. Früh am nächsten

Morgen machten sie sich wieder auf den Weg, überschritten die Brücke von Kehl und waren nahe daran, das jenseitige Ufer zu erreichen, als sie plötzlich den Schall von Pferdehufen vernahmen.

„Das sind Gend'armen! rief Michelin bestürzt. Sie verfolgen mich, ich bin verloren!"

„Noch nicht, mein General! Geben Sie mir Ihre Pistolen und eilen Sie, was Sie können, vorwärts."

Kaum hatte Michelin, dem wenig Hoffnung blieb, den Gend'armen zu entgehen, ob es gleich nur ihrer zwei waren, dem ehrlichen Tambour seine Waffen eingehändigt, als auch schon zwei Schüsse fielen und das Pferd des einen Reiters zu Boden stürzte. Der andere Gend'arm stutzte und überlegte, ob er sich auf den Angreifer stürzen sollte; diesen Augenblick benutzte der gewesene Trommler, er eilte zum Brückengeländer und sprang hinauf.

„Der Sieger von Wagram wartet in der That nicht, bis Du mit Deinem Bratspieß heranrückst, er bedankt sich dafür und will lieber auf Deine Gesundheit trinken. So ist wenigstens meine Weise, das Ding anzusehen."

Mit diesen Worten sprang er in den Fluß

und war bald dem Auge entrückt. — Der General Michelin hatte indessen das jenseitige Ufer erreicht und — war gerettet.

Obgleich ein sehr geschickter Schwimmer, mußte Romeuf bei dieser unerwarteten Gelegenheit doch mehr Wasser schlucken, als er gern that. Nichtsdestoweniger erreichte er schon nach einer Viertelstunde das feste Land. Seine erste Sorge bestand darin, irgend ein Dach und Fach aufzufinden, wo er seine durchnäßten Kleidungsstücke trocknen und sich einige Ruhe gönnen konnte; es fiel ihm nicht schwer, eine solche Zufluchtsstätte zu finden, da er in der ganzen Gegend bekannt war.

Als Romeuf sich vor einem guten Feuer so recht behaglich fühlte, hielt er folgendes Selbstgespräch:

„Romeuf, mein guter Kerl, Du bist nicht sicher in einer Gegend, wo es Verfolger und Verfolgte giebt. Du hast einen der Ersteren plötzlich zu Fall gebracht, und einem zweiten ein Schnippchen geschlagen. Du kannst dagegen einwenden, daß Du die Schlacht von Wagram gewonnen hast; die Sache verhält sich so, alle Welt weiß es, wenn es auch einige Vorwitzige giebt, die Zweifel dage-

gen äußern, und es nicht glauben wollen, man mag es ihnen auch mit Beweisen belegen, so viel man will. Aber das schadet nichts. Die Siege sind jetzt freilich, bis auf Weiteres, außer Mode gekommen, man kann die Sieger nicht mehr gut vertragen — die nahrlose Zeit wird aber nicht ewig währen! — Jetzt freilich haben wir keine Conscribirte mehr, doch hagelts dafür ganze Bataillone von Capuzinern, und jede Kirche hat mehr Glocken, als sonst die Mamelucken der alten Garde Trompeten hatten. Die Mittel zum Erwerb sind abgeschnitten. Was mein Geldbeutelchen enthält, ist mein ganzes Hab und Gut. Hundert Livres ungefähr! Das heißt so viel, als fünfhundert Schoppen Bier hier zu Lande, oder hundert Flaschen Wein in Frankreich, oder viele, viele Schnäpschen in irgend einer Herberge. Aber, aber, um davon zu leben, zu bestehen, das geht nicht, und wenn man es noch so spärlich einrichtet. — Von hier nach Paris, das wäre etwas. Der Weg ist schön — ganz gepflastert mache Dich auf die Reise, alter Bursche, in sechs Tagen kannst Du dort seyn! — Wohlan, so verlasse ich meinen jetzigen Posten. Morgen mit dem

Frühesten, wie zu Wagram. So will ich das Ding nun ansehen!"

Und wirklich nahm der Extambour noch an demselben Abend Abschied von seinen Wirthsleuten und der frühe Morgen schon fand ihn auf der Straße nach Paris. Er trug seine kleine Habe an Kleidungsstücken und Papiere, in einem Tuche gebunden, an das Ende eines Stockes befestigt und schritt unverdrossen weiter, gönnte sich nur wenig Rast und erreichte in der That nach sechs Tagen das ersehnte Ziel, die Hauptstadt Frankreichs, ohne daß der arme Schelm auch nur die geringste Aussicht hatte, dort eine ruhige Versorgung zu finden. Der einzige Gedanke, welcher ihm Muth und Kraft gab, war die Ueberzeugung, daß der Sieger von Wagram schon seine Stellung finden würde.

Vierzehn Tage vergingen, und Romeuf gewöhnte sich nach und nach an den Anblick der weißen Kokarden und der Preußen, deren Trommelschlag und Uniform ihn vor einem Jahre in die größte Wuth versetzt hatten. Er begann nun zu überlegen, auf welche Art er sich seinen Unterhalt verschaffen könne, denn wir müssen es eingestehen, seine wenigen Mittel näherten sich ihrem Ende. Er klopfte vergebens

an manche Thüren, überall wurde er unter nichtigen Vorwänden abgewiesen.

„Ich muß gestehen, sprach er zu sich selbst, die Art und Weise, die Dinge anzusehen, hat sich gewaltig in der Hauptstadt verändert, seit Er nicht mehr regiert. Was thuts! Gott ist groß! sagte jener Mameluck zu mir. Ja, ja, da kann er Recht haben, der Abdallah Tralela; aber was ganz ausgemacht ist, daß die Pariser sehr klein sind, in ihrer Weise die Dinge anzusehen."

Als der Extambour eines Morgens, um sich die Zeit zu vertreiben oder aus alter Gewohnheit, in die Tuilerien schaute, um die Wache aufziehen zu sehen, glaubte er in dem Chef des Bataillons der königlichen Garde seinen ehemaligen Sergeanten Bonneville zu erkennen. Nach einem nochmaligen schärferen Hinblicken überzeugte er sich, daß er sich nicht geirrt hatte.

„Es ist doch alles aus, sprach der arme Romeuf traurig vor sich hin, es ist alles anders geworden! Dem kann man es indeß nicht verdenken, der kleine Corporal hatte es nie gut mit ihm im Sinne. Es geht mit ihm wie mit mir, es war auch Eifersucht die Ursache. — Das hat ihm denn

auch Unglück genug gebracht; jene war Schuld an Allem. Die Ungerechtigkeit ist die Mutter aller Uebel auf Erden, wenigstens sehe ich das Ding so an."

Unter diesen trüben Betrachtungen hatte der gewesene Tambour sich unwillkührlich dem Wachtposten genähert und stand jetzt dem commandirenden Offizier desselben gegenüber; es war in der That Bonneville. Der Letztere erkannte augenblicklich seinen gewesenen Kameraden, er streckte ihm die Hand hin und rief freudig aus:

„Da ist ja unser Sieger von Wagram!"

„Ich bin es selbst, Herr Commandant," erwiederte Romeuf und legte nach alter Gewohnheit die Hand an seine Mütze.

„Ich sehe mit Vergnügen, fügte er etwas schadenfroh hinzu, daß Sie nachgrade doch avancirt sind."

„Du weißt noch gar nicht, wie viel, erwiederte Bonneville. Nach der Rückkehr Bonaparte's von der Insel Elba wurde ich gleich zum Commandanten der königlichen Volontairs ernannt."

„So — so — so!" versetzte Romeuf, jedesmal mit anderem Accente.

„Ich wünsche nur noch etwas, fuhr der gewesene Sergeant fort, und ich hoffe, der König wird mir diese Gunst nicht versagen, es ist das Kreuz des heiligen Ludwig."

„Ich würde nun das unscheinbare Ding des kleinen Corporals vorgezogen haben — mir wäre das lieber gewesen."

„Ich hielt Dich für todt. Man sagte mir, Du wärest im Hospital gestorben, sprach Bonneville, um der Unterredung eine andere Richtung zu geben. Ich bin froh, daß dem nicht so ist. Was treibst Du denn jetzt?"

„Nichts, Commandant, gar nichts. Ich bin disponibel; bin so gewissermaßen zum Civilstande übergetreten." — —

„Warum hast Du denn Deine Trommelschlägel an den Nagel gehängt?"

„Den Mißgriff habe ich nur begangen, weil man mir sagte, daß die neue Regierung nur der Geistlichkeit zugethan wäre, und da dachte ich denn — —"

„Thorheit, Thorheit, unterbrach Bonneville seinen gewesenen Kameraden, die neue Regierung

weiß treue Dienste auch zu schätzen. Warum suchst Du keine Anstellung?"

„Warum ich nicht suche. Ach, wie lange schon suche ich darnach. Ueberall angeklopft, überall abgewiesen. Entweder ich war zu klein, oder zu alt, oder kränklich, kurz ein Vorwand war stets zur Hand. Selbst bei den Gebrüdern Franconi bin ich gewesen, ich wollte zu ihren militairischen Evolutionen die Trommel schlagen. „Wir brauchen dazu einen Neger," lautete die Antwort. Dem Sieger von Wagram bleibt keine Aussicht, so sehe ich wenigstens das Ding an."

„Hast Du keinen Verwandten, keinen Freund, bei dem Du bessere Zeiten abwarten könntest?"

„Keinen in dieser Welt, Commandant. Freunde hat der Hülfsbedürftige selten in diesen Tagen, und Sie wissen vielleicht, daß ich weder Vater noch Mutter gekannt habe. In Revourdin, Departement der Rhone, lag ich auf einem Kartoffelsack — ein hartes Lager für ein zartes Kind, nicht wahr?"

Das Gesicht Bonneville's sprach Rührung und Theilnahme aus. Er sagte im wohlwollenden Tone:

„Armer Romeuf, sage mir, kann ich etwas für Dich thun?"

„Wenn man Ihre Art und Weise hat die Dinge anzusehen, so findet sich vielleicht — —" bemerkte der gewesene Tambour.

„Halt da, ein glücklicher Gedanke, fiel ihm der commandirende Offizier in die Rede, mein Schwager ist Oberlieutenant der Bürgergarde, ich will ihn ersuchen, Dich als Tambour-Major bei einem seiner Bataillone anzustellen. Bist Du damit zufrieden?"

„Dieser Vorschlag, Commandant, macht mir um so mehr Freude, als er ganz und gar mit meiner Weise die Dinge anzusehen übereinstimmt."

„Da hast Du meine Adresse, komm morgen, nachdem die Wache abgelöst ist, zu mir. Auf Wiedersehen!"

Romeuf stellte sich zur festgesetzten Zeit pünktlich bei seinem gewesenen Kameraden ein und fand den freundlichsten Empfang und die besten Aussichten für die Zukunft. Schon nach einigen Wochen stolzirte der gewesene Tambour der alten Jägergarde als Tambour-Major vor einem Bataillon

der Bürgergarde. In den ersten Tagen seines Dienstes hatte er den unter seinem Commando stehenden Trommelschlägern mitgetheilt, wie er allein die Schlacht von Wagram gewonnen hatte.

12.

Schluß.

Im Monat April des Jahres 1830 las man in einem der vorzüglichsten französischen Journale folgenden Artikel aus Paris:

„Gestern fand hier eine rührende Feierlichkeit statt. Es galt dem Tambour-Major eines der schönsten Bataillone des Bürgermilitairs die letzte Ehre zu erweisen. Wer den verstorbenen Romeuf nicht gekannt hat, wird sich gewundert haben, bei dieser Gelegenheit eine so große Menschenmasse versammelt zu sehen, in der man die vornehmsten Oberoffiziere, ein Detaschement der Bürgergarde, ein Peloton Linientruppen und eine ganze Depu-

tation Trommelschläger aller Bataillone gewahrte. Unter den Offizieren, welche zu der ehemaligen großen Armee gehörten und dicht hinter dem Sarge gingen, bemerkte man einen General in seiner Staatsuniform, der sich nicht nur durch seine vornehme Haltung, sondern auch durch den tiefen Schmerz auszeichnete, der aus seinem Antlitz sprach. Es war der General-Lieutenant Michelin, unter dem Romeuf lange Zeit gedient hatte.

„Herr Ducantal, Advokat und Capitain des Bataillons, zu welchem Romeuf gehörte, hat an dem Grabe des wackern Tambours eine Rede gehalten, welche besser und wahrer, als alles, was wir hier sagen könnten, die große Theilnahme rechtfertigt, die eine solche Menschenmenge hier vereinte.

„Meine Herren, sprach Herr Ducantal, wer sollte, wenn er diese große Versammlung hier überschaut, wer sollte glauben, daß es sich nur darum handele, einem einfachen Trommelschläger die letzten Ehrenbezeugungen zu erweisen! Aber dieser Trommelschläger war, um uns des hochherzigen Ausdrucks des erhabenen Marschalls von Lobau zu bedienen, in seiner Art ein Bild unseres militairischen Ruhmes. Daher kommt es, daß jeder von uns sich

beeilt, diesen edlen Ueberresten unserer vormaligen Armee seine Huldigung darzubringen.

„Romeuf, zu Revourdin geboren, war kaum fünfzehn Jahre alt, als er freiwillig zur Vertheidigung des Vaterlandes sich stellte. Als Tambour in der 32. Halbbrigade machte er alle ersten Feldzüge in Deutschland mit, und war einer der Braven, welche die Donau durchschwammen. Ueberall machte er sich durch seine gute Aufführung und seinen Muth bemerkbar. Das aber war erst das Präludium zu seinen späteren glänzenden Thaten, welche ihm die Ehre zusichern, das Pantheon zu zieren. Bei der Schlacht von Arcole gewann er die Ehrentrommelschlägel. Er wurde in die Consulargarde versetzt, später trat er in die kaiserliche Garde ein, und zuletzt als Tambour-Major in unsere ehrenwerthe Legion, wo jeder von uns stolz darauf war, ihn zu unserem Cameraden zu zählen.

„Ein Ehrendiplom, unterschrieben von Napoleon, verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion, welches das ganze Glück des wackeren Trommelschlägers ausmachte; noch auf seinem Sterbebette

gereichten ihm diese Zeichen der Kaiserlichen Anerkennung zum Trost.

„Die Zahl seiner Heldenthaten auseinanderzusetzen, meine Herren, würde uns hier zu weit führen, es genüge uns, zu bemerken, daß der wackere Tambour Romeuf vierzehn Mal verwundet wurde, und daß Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland und Wagram Zeugen seiner außerordentlichen Tapferkeit waren. Seine erste Schlacht war die bei Jemappe, seine letzte die bei Waterloo.

„Indem wir das Andenken des muthigen Romeuf bei dieser traurigen Veranlassung ehren, meine Herren, ehren wir unsere ganze Armee, fuhr Ducantal fort, möge dieselbe in der Huldigung, die wir dem einzelnen Tapferen darbringen, ein Gefühl der Verbrüderung erkennen, welches uns mit ihr vereint, möge sie daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß die Legion der Bürgergarde sich stets glücklich schätzen und stolz darauf seyn würde, ihre Reihen den Vaterlands-Vertheidigern zu öffnen, wenn die Zeit der Ruhe sie zurück an ihren Heerd ruft.

„Ruhe sanft also, Du wackerer Romeuf. Auf

Wiedersehen in einer bessern Welt! — Hienieden wird Dein Name fortleben und in unserm Pantheon aufgezeichnet werden!" —

Mit diesen Worten schloß Herr Ducantal seine Rede, welche unter der Versammlung die allgemeinste Bewegung hervorgebracht hatte. Mehrere alte Waffenbrüder des Verstorbenen weiheten ihm bei seiner Ruhestätte Thränen der Erinnerung, unter ihnen ein Herr Bonneville, ein General-Einnehmer des Departements zu N. Dieser rief noch einige Worte hinab in das offene Grab, man konnte sie aber nicht verstehen, die höchste Rührung erstickte seine Stimme. Der Major der Bürgergarde forderte endlich den Generallieutenant Michelin auf, die traurige Feierlichkeit zu beendigen. Der ehemalige Chef des Dahingeschiedenen schritt hinzu und warf die erste Schaufel Erde auf den Sarg des Tapferen. — Man war genöthigt, den General Michelin zu seinem Wagen zu führen.

Der General-Einnehmer Bonneville war kaum wieder aus Paris bei seiner Familie in N. einge-

troffen, als ihm durch die Post von Paris ein sorgfältig verschlossenes Kästchen zugesandt wurde, welches die Aufschrift trug: An den Herrn Grafen von Bonneville, ehemaligen Unteroffizier der alten kaiserlichen Jägergarde, Obristlieutenant der königlichen Garde, Offizier der Ehrenlegion, Ritter mehrerer Orden, jetzt General-Einnehmer des Departements N.

Das Ausführliche und die Seltsamkeit dieser Aufschrift überraschte den alten Militair. „Der mir das aus Paris sendet, hätte es mir vor einigen Tagen übergeben können, als ich dort war, sprach er zu sich selbst, hat aber meine Wohnung vielleicht nicht gewußt. Wir wollen doch sehen, was das saubere Kästchen enthält."

Bonneville ließ sich dasselbe in sein Cabinet tragen und verschloß die Thür. Eine gewisse feierliche Stimmung, eine seltsame heilige Scheu hatte ihn beschlichen, eine Ahnung sagte ihm, daß sich ihm eine herzergreifende Ueberraschung bereite. Mit zitternder Hand öffnete er den Kasten und fand zu seinem Erstaunen folgende Gegenstände mit schwarzem Trauerflor umwunden: Zwei Ehrentrommelschlägel in Silber, ein Kreuz der Ehren-

legion, einen goldenen Ring, ein altes schwarzledernes Portefeuille, welches die Dienstzeugnisse des Tambour Romeuf enthielt, und einen Degen, dessen schartige Klinge den häufigen Gebrauch genugsam darthat. Diesen Dingen war ein Schreiben zugesellt, das Bonneville hastig erbrach und folgende Zeilen las:

„Mein Herr Graf!

„Indem ich die Ehre habe, Ihnen folgende Gegenstände zu übersenden, erfülle ich den letzten Willen des Tambour-Major Romeuf. Dieser brave Soldat, so ruhig auf seinem Sterbebette, wie auf dem Schlachtfelde, ließ mich vor ungefähr acht Tagen zu sich rufen und händigte mir diesen theuern Nachlaß ein, mit dem Bemerken, daß, wie er die Dinge ansehe, niemand würdiger sey, sein Erbe zu seyn, als der wackere Herr Bonneville, sein ehemaliger Sergeant, dem er seine jetzige Stellung verdankte. Ich entledige mich dieses Auftrages und habe die Ehre, mich zu nennen

Major L. der Bürgergarde."

Nach Lesung dieses Schreibens perlten einzelne Thränen aus den Augen des wackeren Mannes

auf das heilige Vermächtniß. Die ruhmvollen Ehrenzeichen des tapfern Romeuf wurden fortan wie Familientrophäen in den Speisesaal des General-Einnehmers aufgehängt und von den Mitgliedern seiner Familie mit heiliger Ehrfurcht betrachtet.

Rubens.

Von Alexander Dumas.

An einem Morgen, im Monat Mai des Jahres 1600, verließ ein junger Mann von zwei bis dreiundzwanzig Jahren, von angenehmem Aeußeren, mit schönem blonden Haar, einem Bärtchen, edler Haltung, den Degen an der Seite, den breitkrämpigen Hut auf dem Haupte, ein Haus in der Stadt Antwerpen, um sich in den Palast des Erzherzogs Albert zu begeben. Aus der Weise zu schließen, mit der er eintrat, mußte der Unbekannte durchaus mit den Mitteln, wie man zu Sr. Hoheit gelange, vertraut seyn. Er wurde auch alsogleich gemeldet und in einen Saal geführt, in welchem

sich der Erzherzog befand. Der Prinz wandte sich zu dem Angekommenen:

„Seyd Ihr's doch, Meister Rubens!"

„Ich selbst, mein gnädigster Herr, der sich Euch naht mit dem Gesuche: Ew. Hoheit möge ihm wieder so huldvoll seyn, wie Ihr Euch ihm stets bewiesen."

„Sprecht, Meister, Alles, was wir für Euch thun können, soll mit Freuden geschehen."

Der Erzherzog gab dem Maler durch eine Geberde zu verstehen, sich zu setzen.

„Gnädigster Herr, fuhr Rubens fort, Ihr wißt, ich bin ein Schüler des Otto Venius. Nun trifft es sich unglücklicherweise, daß mein Lehrer, trotz seines Talentes, mich Nichts mehr lehren kann; da ich aber aus meiner Kunst eine ernste, heilige Sache machen will, muß ich hinausziehen und die Schöpfungen Derjenigen studiren, die sie bis zum Großen, Göttlichen erhoben haben. Ich will also Antwerpen verlassen, und ich kam hierher, um Ew. Hoheit zu ersuchen, mir Empfehlungsschreiben an die fremden Fürsten und Herren mitzugeben."

„Eure Bitte ist Euch gewährt, Meister, entgegnete herablassend der Erzherzog, doch sagt mir,

steht Euer Entschluß so fest, daß Ihr Antwerpen ohne Bedauern verlasset?"

„Ich bin fest entschlossen, gnädigster Herr, doch wird mir der Abschied schwer. Ich lasse das Liebste, was ich hienieden habe, hier zurück: meine Mutter, Ew. Hoheit. Doch muß ich dem Rufe meines Geschicks gehorchen, das mich unablässig vorwärts treibt. Die staunende Bewunderung, welche die großen Maler Italiens während des sechszehnten Jahrhunderts erweckten, schwächt sich nach und nach, da die hohen Meister hinübergegangen sind; sie haben eine Schule hinterlassen, ihnen nachzufolgen, ihr Platz ist leer, man muß sich bestreben, ihn wieder zu besetzen. Die Malerei muß auch ihre Hierarchie haben, ist der Titel König schon vergeben, ist der Titel Prinz noch einzunehmen. Ich weiß es wohl, mein gnädigster Herr, es ist ein Ehrgeiz ohne Gleichen, daß ein Mann wie ich, mit seiner unscheinbaren Vergangenheit eine Zukunft erstreben will, Der gleich, die Michael Angelo, Raphael und Titian errangen. Ich aber will ihre Meisterwerke studiren und, dem Prometheus gleich, vom Himmel holen, was ich armer Sterblicher selbst nicht schaffen konnte."

„Welche Stadt habt Ihr zu Eurem künftigen Aufenthalte gewählt? Welcher Schule wollt Ihr Euch anschließen?"

„Ich gehe nach Venedig, Ew. Hoheit! Studire dort den Giorgione, den Titian und Veronese. Dort freilich ist es nicht gerade, wo ich die Prinzipien der christlichen Kunst auffinde, wo sie Perugin und Batholomeo in sich aufnahmen, wie sie Savanarole fühlte; ich will zuvor die breite Pinselführung und die Macht der Farben der Venetianer bei ihren Werken beobachten. Dann gehe ich nach Rom, nach Florenz. Habe ich dort die großen Männer angestaunt, besuche ich die Götter, und habe ich ganz erfaßt, was sie gethan und was mir zu thun übrig bleibt, komme ich zurück, mein gnädigster Herr, zu Euch, zu meiner Mutter, und ich verlasse dann nicht wieder Antwerpen, so hoffe ich wenigstens."

„So sey es denn, wie Ihr beschlossen habt, mein trefflicher Maler, entgegnete huldvoll der Erzherzog. Morgen schon sollen die Empfehlungsschreiben bereit seyn, deren Ihr kaum bedürfen werdet, wenn Ihr Euch selbst vorstellt. Nun reis't glücklich und kehrt mir bald zurück."

Der Erzherzog und der Maler nahmen von einander Abschied, nicht wie der Souverain und sein Unterthan, sondern wie zwei Freunde, die sich im Range gleich stehen. Am andern Tage erschien Rubens wieder in dem Palaste, nahm die gewichtigsten Empfehlungsschreiben in Empfang, und schon nach einigen Tagen trat der vom heißen Kunstgefühl durchglühte Meister seine Reise nach Venedig an. —

Von diesem Zeitpunkt an wird die Laufbahn dieses Meisters seltsam, glänzend und begebenheitsreich.

Wenn der Allmächtige in seiner Schöpfung ein großes Vorbild aufstellen will, begrenzt er es nicht, er spricht zu ihm: „Du wirst das seyn, was Du seyn willst, ohne jede andere Stütze als die eigene Kraft, ohne andere Regel als Dein Genie!" Das Kind steigt hoch hinauf unter dieser göttlichen Offenbarung und wird es zu groß, um ein Mensch zu bleiben, machen wir andern Sterblichen einen Gott daraus.

Denke man sich also ein solches ideales Genie, einen fast überirdischen Künstler, der die höchste Stärke der Erfindung mit der Vollendung der Ausführung verbindet, und man hat einen richtigen

Begriff von Rubens. Man lasse im Geiste seine Schöpfungen an sich vorübergehen, und man wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieser berühmte Mann einzig und unerreichbar dasteht. Nicht wie Raphael, eine schwermüthige Gestalt, die zu Träumen hinreißt, ist Rubens ein begeisterter Maler, der zum Anstaunen zwingt; er ist nicht wie Michael Angelo, ein finsterer isolirter Geist, er besitzt die feine Eleganz eines Cavaliers, nicht wie Bartholomeo ein Mönch, der eine Zelle zum Arbeiten haben muß; ist er ein Diplomat — ihm muß der Hof eines Königs offen stehen, um seine hohe Kunst auszuüben. Als Genie ein Chamäleon, das sich verwandeln kann, ist er als Mensch bald Maler, bald Gesandter, immer aber gleich groß.

Venedig war in der That der erste Punkt, dem die Blicke des feurigen und kräftigen jungen Meisters zugewendet waren.

Dort ging seinem Geiste das rechte Licht auf. Diese Stadt war gewissermaßen verwaist, sie war Wittwe, kein großer Meister lebte mehr dort; Rubens konnte also ungestört die Kunstschätze aufsuchen und sie mit Muße studiren, sie im Geiste sondiren und zerlegen, wie der Anatom den Körper, ohne daß

ihn irgend ein Nebenbuhler daran verhinderte, oder ihn mit eifersüchtigem Auge betrachten könnte.

Er besuchte nach einander die drei Städte der Pracht: Venedig mit seinen Dogen, Rom mit seinen Palästen, Florenz mit seinen Medici's. Die erste, die Stadt des Genusses, des Lebens, nachlässig hingeworfen, an den Ufern des adriatischen Meeres, wie die Odaliske vor ihrem Spiegel, welche des Tages Gesänge und Wohlgerüche und Nachts Tumult und Schmachten aufzuweisen hat.

Die zweite, die heilige Stadt, hingelagert zwischen dem Colosseum und dem Vatikan, mit ihrer vergangenen Größe, und gegenwärtigen Heiligkeit, die Stirn mit der Doppelkrone geschmückt, die Kaiser und Päpste schmiedeten; mit ihrer poetischen und doch wirklichen Welt, mit Jupiter auf der einen, Christus auf der andern Seite. Rubens sollte die in Schlaf versunkene und von ihrer Vergangenheit träumende Stadt wieder aufwecken, ihre gefallene Größe wieder aufbauen, ihre verlöschende Herrlichkeit wieder anzünden; sehen, ob sie in ihren heidnischen Tempeln, oder in ihren christlichen Kirchen größer sey; er sollte die Leichname wieder auferwecken, die Sclaven neben die Apostel stellen, Ca-

ligula neben den heiligen Petrus. — Endlich Florenz, noch fieberhaft durch seine Bürgerkriege angeregt, durch seine letzte Prophezeihung in Staunen gesetzt, noch heiß von dem letzten Meuchelmord. Florenz, die Auserwählte, das seine Fürsten, die Medici's, und seinen Priester, den Savanarole, besaß.

Alle diese Herrlichkeiten überschaute Rubens anfangs mit dem Auge des Dichters, dann studirte er dieselben mit dem Geiste des Malers, der zweite sollte sich an den ersteren anlehnen.

Wie, war auch Italien gerade zu diesem Zwischenraume der Mühe werth, bewundert zu werden! Welche Namen hatte das so eben vergangene Jahrhundert aufzuweisen, wie war die Welt durch Kunst, Krieg und Religion aufgeregt! Michael Angelo, Leo X., Carl V., Franz I., Luther! Das waren die großen Schatten, die an dem geistigen Auge vorüberzogen, das waren strahlende Phantome, denen man nacheifern mußte. — Man kann sich also einen Begriff machen, wie Rubens, mit seiner glühenden Phantasie, die Stätten überschaute, wo Weltereignisse stattfanden, wo die genannten Heroen lebten und wirkten.

Zu seiner Wißbegierde in der Kunst gesellte

sich ein Hang zur Romantik, zu Abenteuern. Sieht man das Portrait des großen Meisters, erkennt man darin sogleich den Künstler und großen Herrn, der schnell gewann, aber auch noch schneller wieder ausgab, den glücklichen Alchymisten, der den Stein der Weisen fand, ohne irgend ein anderes Geräth als seine Palette.

So wanderte er denn umher, wie ein Mann, der einen Zweck im Auge hat, ohne sich Ruhe zu gönnen. Hatte er die köstlichen Gebäude angestaunt, suchte er sich ein einfaches Haus auf, in dem er wohnen wollte; hatte er das gefunden, nahm er Palette und Carton zur Hand, und seine Studien begannen.

Ueberraschend mußte in der That auch Alles auf diesen Zögling des Nordens wirken; der tiefblaue Himmel, das rege Leben, die heiße Sonne Italiens; zu gleicher Zeit die Werke der hinübergegangenen unsterblichen Meister, die großartige Behandlung in der Malerei, das Leben — die Keckheit, er begriff unverzüglich, daß darin auch seine Stärke bestehen würde.

In dem Hause, welches Rubens zu Venedig bewohnte, befand sich auch ein Cavalier, der zum

Hofhalte des Herzogs von Mantua gehörte. Obgleich selbst nicht Künstler, liebte dieser doch die Malerei über Alles; er näherte sich dem Meister, fand in ihm den feinen, gebildeten Mann, und beide schlossen sich so fest an einander, daß sie sich selten verließen.

Täglich stieg der Edelmann in das Atelier des Malers hinab, bewunderte die Meisterwerke, welche unter dessen Pinsel erstanden, und staunte über die außerordentliche Leichtigkeit, den erfinderischen, vielseitigen Geist, die Poesie, mit denen er seine Gestalten hervorrief. Als eines Morgens der Cavalier etwas früh erschien und den Meister doch schon vor seiner Leinwand arbeitend fand, fragte er freundlich:

„Nun, Rubens, schon so fleißig?"

„O mein Gott, ja; wir Künstler wir erwachen mit den Vögeln und arbeiten noch zur Zeit, wenn sie schweigen."

Bei diesen Worter erhob sich der Maler von seinem Sessel und setzte sich erst wieder, als der Eingetretene auch Platz genommen, sprechend:

„Erlaubt mir, edler Herr, daß ich bei der Arbeit bleibe."

„Versteht sich, trefflicher Meister, laßt Euch nicht stören. Wo aber waret Ihr gestern Abend? Wenn Ihr auch arbeitet bis die Vögel schweigen, so macht Ihr doch sicher Rast an irgend einer Tagesstunde?"

„Gestern Abend, entgegnete Rubens, that ich, was ich immer in diesem Zauberlande thue. Die Abende sind rein und mild und gönnen nach des Tages Hitze Erholung. Die Luft ist frisch, der Himmel blau, die Erde duftet! Was kann man Besseres thun, als Gott in seiner Schöpfung bewundern, wenn er sich so groß und herrlich zeigt? Ich ging hinaus, ich strich umher. Ich bin lange in den seligsten Träumen umhergeschlendert, ich habe die Wunder der Natur angestaunt; als sich mein Auge gesättigt hatte, kehrte ich heim und las von ihr in meinem Virgil, bis ich müde wurde und einschlief."

„Wie hoch und einzig steht Ihr doch da, Meister, rief begeistert der junge Cavalier, Ihr vereint mti dem größten Genie des Malers die Phantasie des Dichters, die Gelehrsamkeit eines Weisen."

„Ihr überschätzt doch Alles. Doch ging es mir wie den meisten Menschen: mein guter und

edler Vater ließ es sich nicht träumen, daß sein Sohn dereinst Maler werden würde. Er wollte aus mir, da er selbst dem Gerichtsstande angehörte, einen Rechtsgelehrten machen. Da habe ich denn unter den dazu gehörenden Wissenschaften auch tüchtig Latein studiren müssen; ich bin nicht Advokat geworden, was ich aber gelernt habe, ist mir geblieben, und statt im Cicero, lese ich oft im Virgil. Das ist Alles."

„Ich weiß nicht, Meister, wie Ihr einen Rechtshandel geführt haben würdet, Das aber weiß ich, wie herrlich Ihr ein Gemälde hinzaubert, und da wünsche ich Euch denn Glück, daß Ihr Eurem Sinne und nicht den Planen Eures Vaters gefolgt seyd, der mit diesem Tausche gewiß zufrieden seyn wird."

„Ach Herr, der Tod nahm den guten Vater mir, als ich noch fast ein Kind war, und ließ mich mit der armen Mutter hier allein auf dieser Welt. Aber sie ist so brav, so edel, daß ich sie mit ganzer Seele liebe, ja, sie verehre, wie man die Heiligen verehrt. Ich kann es Euch frei gestehen, edler Herr, nie noch bisher hat eine andere Liebe in meinem Herzen Wurzel gefaßt, es müßte denn die

Liebe zum Ruhme seyn, diese eifersüchtige Herrin, die als Königin befiehlt, die uns immer in Gold und Purpur erscheint, und die doch oft nichts ist, als ein elendes Skelett. — Ich weiß noch nicht, wie weit mich mein Geschick treiben wird, das aber hoffe ich: ich werde dereinst in die Stadt zurückkehren können, wo ich geboren, zu dem Andenken meiner Kinderjahre, zu dem Grabe des Vaters — bis mich Gott wieder mit ihm vereint. — Da habt Ihr meine ganze Aussicht für die Zukunft, Ihr kennt mich jetzt so gut, wie ich mich kenne."

„Wie ist mein Leben dagegen leer in der Vergangenheit und glanzlos in der Zukunft, entgegnete der junge Edelmann. Doch danke ich Gott für das, was er für mich gethan und wie er mich in dieser Welt hingestellt, weil ich auch für Euch, edler Meister, wirksam seyn kann. Ich habe meinem Gebieter, dem Herzog von Mantua, von Eurem unvergleichlichen Genie erzählt, und er hat mir bemerkt, daß er den Tag als einen sehr glücklichen preisen würde, an dem es Euch gefallen sollte, seinen Hof zu Eurem Wohnsitz zu erwählen. Es ist freilich kein reicher, mächtiger König, er will aber thun für Euch, was die hohen Souveraine des

vorigen Jahrhunderts für die Künstler ihrer Zeit thaten. Wollt Ihr also Venedig verlassen und Euch nach Mantua begeben, kann ich Euch als Reisegefährde dienen; daß Ihr dort willkommen seyd, dessen könnt Ihr Euch versichert halten."

„Danke, danke, mein werther Protector! rief Rubens freudig aus, die Sache ist abgemacht. Ich begebe mich nach Mantua und nehme die Gastfreundschaft Eures Herrn und Gebieters in Anspruch, da er so gnädig ist, mich deren würdig zu halten. Nur noch einige Tage muß ich hier bleiben, ich habe in Venedig noch manches zu beschauen, und werde wohl schwerlich hierher zurückkommen. Nach dieser kurzen Frist gehöre ich dem Herzoge von Mantua mit Leib und Seele an."

Rubens hatte das Anerbieten nicht gerade mit Enthusiasmus angenommen, aber auch nicht den geringsten Widerwillen dagegen empfunden; wie ein Mann, der es schon fühlt, daß er bald bei den höchsten Souverainen ein gerngesehener Gast seyn wird, daß Das, was er den Königen überläßt, sie weit mehr ehren werde, als Alles, was er von ihnen mit sich hinwegführt.

Als ihm indeß der Vorschlag gemacht ward,

nach Mantua zu gehen, war Rubens noch im Beginn seiner glänzenden Laufbahn und konnte keine Ahnung haben, was Vincent von Gonzaga aus ihm machen würde.

Schon nach einigen Tagen hatte er seine Arbeiten in Venedig vollendet, er besorgte seine übrigen kleinen Angelegenheiten und schickte sich zur Abreise an.

Der Maler und der Cavalier erschienen am Hofe des Herzogs von Mantua, und Rubens trat vor seinen neuen Protector mit dem Wesen eines vollkommenen Hofmannes. Seine anziehende Persönlichkeit, das ihm angeborene feine Benehmen, die gebildete Gabe, sich auszudrücken, die Würde des Mannes von Genie, ließen schon bei seinem ersten Auftreten den günstigsten Eindruck zurück; er sprach nicht nur von seiner Kunst; er wußte in allen Wissenschaften Bescheid, er kannte die Subtilitäten der Diplomaten; er wäre ein bedeutender Staatsmann geworden. Glücklicherweise aber war er vor Allem Künstler und trieb die anderen Studien nur in den Stunden der Muße.

Der für die Kunst hochbegeisterte Meister fand natürlich in seinem neuen Wohnorte nicht solche

Schätze zu bewundern, wie er sie in Venedig zurückgelassen hatte. Wenn aber Rubens, der Mann, empfänglich gewesen wäre für Auszeichnungen, wie sie nur dem Sterblichen geboten werden konnten, seine Eigenliebe hätte die reichste Nahrung gefunden. Kaum hatte er seine Cartons nur ausgestellt, so ward er fast mit Lobeserhebungen erdrückt, diesen folgten Beweise der Huld und Gnade; Vincent von Gonzaga ernannte ihn zum Hofmaler, zum Edelmann. Was sollte der große Künstler mit diesem Titel? Aber eben so kann man fragen, was bleibt den mächtigen Herrschern dieser Welt übrig, dem Manne des Genie's zu verleihen, wenn sie von seinen Schöpfungen hingerissen werden, als Titel, Gnadengeschenke, Kreuze, Orden u. s. w.? Gaben, welche dem Werthe des Empfangenden auch nicht ein Titelchen hinzufügen.

Rubens sprach seinen Dank für die empfangenen Titel mit den verbindlichsten Worten aus, versicherte, daß er sie mit Freuden annehme, daß der Rang eines Edelmannes ihm aber nicht die Verpflichtung auferlegen müsse, so zu leben, wie die Herren, denen er jetzt gleich stehe, zu leben gewohnt sind. Er wollte nur dann ein großer Herr

seyn, wenn er ein großer Mann bleiben könnte. — Gott hatte ihm zu viel gegeben, als daß er es aufopferte für die Gaben der irdischen Hoheit.

Wie in Venedig also, setzte er sich mit dem anhaltendsten Fleiße zur Arbeit, nahm Pinsel und Palette zur Hand und vollendete schon begonnene Werke. Seine Stellung in Mantua war höchst angenehm. Nicht, wie in seinem früheren Wohnort, erschien ein einfacher Nobile und bewunderte seine Schöpfungen; der Souverain des Landes, der Herzog selbst, sah es als eine Gunst an, wenn er in dem Atelier des Meisters an dessen Seite sitzen und seiner Arbeit zuschauen konnte. Man wird es leicht begreifen, wie sich die Eitelkeit des Menschen geschmeichelt fühlte, wenn er sich in seinem Innern mit dem Manne neben sich verglich, und sich freudig eingestehen mußte, daß er die eigene Oberherrschaft im Reiche des Genie's nicht mit Der des Herzogs, die ihm die Geburt in seinem Lande zutheilte, vertauschen möchte. Ein gewisser Zug des Triumphes verklärte oft das Antlitz des großen Malers, wenn sein hoher Protector für seine Bewunderung nicht Worte finden konnte. —

Wenn dann zu Zeiten Pausen eintraten und

der Zauberpinsel ruhte, unterhielt sich der Herzog mit dem Künstler, und Rubens erschloß dann vor dem erstaunten Hörer einen so reichen Schatz des Wissens, er sprach so richtige Urtheile über Politik, Diplomatie und Staatskunde aus, daß Vincent sein Erstaunen gar nicht verbergen konnte. Als sie eines Tages in einem solchem Gespräch vertieft waren, fragte der Herzog plötzlich: „Sagt mir, Rubens, Eure Meinung über Spanien."

„Meine Meinung über Spanien, gnädigster Herr? Das Land befindet sich in dem Zustande einer Frau, die so eben eine Entbindung überstanden. Es hat Carl V. zur Welt gebracht und muß sich nun ausruhen."

„Meister, so haltet Ihr es eben nicht für nöthig, mit ihm auf gutem Fuß zu bleiben?"

„Im Gegentheil, gnädigster Herr! Heut ist es schwach, morgen kann es wieder kräftig seyn. Philipp der Dritte darf nur einen dreisten Minister, statt eines ausschweifenden Günstlings, haben. Frankreich ruhte sich ebenfalls aus von Ludwig XI. bis zu Franz I., von Franz I. bis zu Heinrich IV. Ein Land braucht immer einige Zeit, um wieder einen großen Mann hervorzubringen, gnädigster

Herr. So lange ist es unthätig, man hält das für Schwäche, es ist aber nur eine Art Brachliegen. Philipp II. ist weniger werth als Carl V. Philipp III. wiegt weniger als Philipp II.; es kann Philipp IV. erscheinen, und Spanien wird wieder die Königin der Welt." —

„Was meint Ihr, Rubens, möchtet Ihr nach Spanien gehen?"

„Ich gehe überall hin, wohin Ihr es befehlt, mein gnädigster Herr!"

„Versteht mich recht, Meister, nicht als Maler meine ich, sondern als mein Abgesandter. Ihr seyd zu einer so hohen Stufe gelangt, Euer Genie ist in der Staatskunst gleich groß. Ihr werdet dort Mittel finden, Eurem gewesenen Protector, dem Herzog Albert, Dienste zu erweisen, der fortwährend Hülfe von Spanien erwartet, und der ohne diese den Krieg nicht fortsetzen kann."

„Dank, mein hoher Herr, daß Ihr mich fähig haltet, Dergleichen auszurichten, entgegnete freudig der Künstler, ich glaubte, ich wäre nichts als ein Maler und nun macht Ihr mich zum Gesandten. Euer Wille soll pünktlich vollzogen werden, Herr Herzog; ich ginge bis zum Ende der Welt, voraus-

gesetzt, daß ich Leinwand und Farben fände; um wie viel mehr nicht nach Spanien, wo ich eine ganz neue Schule schauen werde."

Die Sache wurde in Ordnung gebracht. Rubens reis'te nach Spanien ab, versehen mit köstlichen Geschenken für den König und den Herzog von Lerma; der Gesandte hatte ein wahrhaft fürstliches Gefolge. Von dieser Zeit an befand sich der treffliche Maler wahrhaft in dem Verhältniß eines großen Herrn, und änderte sich dasselbe auch nie wieder. Sein Charakter vereinigte Alles in sich, was nur edel und würdig. Dieser Mann bestand nie Abentheuer wie Cellini, der stets bereit war, seinen Griffel mit dem Dolche zu vertauschen; Rubens grollte mit Niemanden, hatte keinen Streit, kein Duell. Er schien zu hoch zu stehen, als daß irgend eine niedrige menschliche Eigenschaft ihn erreichen konnte. Er bleibt groß in Allem, was er unternimmt, er steht immer auf dem Gipfel; er geht mit Königen und Prinzen um, er steht höher als sie, er ehrt sie, er reißt sie zum Erstaunen hin, er zwingt sie zur Bewunderung. Alles das gelingt ihm mit dem ihm angebornen Adel, mit einer Größe, die zum Herrschen bestimmt scheint, mit seinem

göttlichen Genie. Wohin er auch kommt, in den Palast, oder in die unscheinbare Behausung des Aermeren, überall läßt er nach einer kurzen Zeit eine seiner Arbeiten, die den Reichthum der Familie ausmacht. Er arbeitet unausgesetzt, am Hofe, auf der Reise, in den Gasthöfen, in den Palästen. Die Meisterwerke fallen aus seinen Händen, wie ein Goldregen; und dennoch bleibt der Schöpfer dieser Herrlichkeiten einfach, wie er immer war; außer den Besuchen bei Königen und Fürsten, verfließt sein Leben ruhig und anspruchslos. Er hat keine andere Geliebte als seine Kunst, ihr gehört er aber auch mit Leib und Seele an.

Sein Lebensweg war schon merkwürdig genug; sein Vermögen wuchs mit seinem Ruhme. Der Schüler des Otto Venius stand anfangs unter dem Schutz des Erzherzogs Albert, dann ward er der vertraute Freund des Herzogs von Mantua, und jetzt finden wir ihn als Gesandten bei dem König von Spanien. In Madrid verbreitete sich rasch das Gerücht, daß ein außerordentlicher Maler, ja der erste Meister in seiner Kunst, eintreffen würde. Eines Tages bewegte sich auch wirklich ein Zug in die Stadt, der eines Königs würdig war, und

machte vor dem Palaste des Monarchen Halt. Man erfuhr bald, daß dies der Abgesandte und der erwartete berühmte Maler, in einer und derselben Person, sey.

Es war zu dieser Zeit, als er anfing mit der außerordentlichen Schnelligkeit zu produciren, der wir in einem Zeitraum von dreiundsechszig Jahren 13,500 Portraits verdanken, wie von Raphael in einem Zeitraum von neununddreißig Jahren 7000 aufzuweisen sind. Das ist das Vorrecht der großen eminenten Genie's, sie schaffen unablässig, ohne sich zu erschöpfen, sie verbreiten ihre Schätze, ohne sich zu schwächen. Heißen diese Genie's Raphael, Rubens oder Shakespeare, Gott hat sie auf der Stirn mit dem Schöpfungszeichen gestempelt, sie sind zum Schaffen, zum Entzücken auserkoren.

In Rubens sieht man den ersten Maler, in Shakespeare den König der Dichter. Wie sind ihre Schöpfungen gewaltig, wie sind ihre Gestalten poetisch; wie tragen sie alle den Stempel der ewigen Wahrheit! Ist es nicht, als schlagen die Herzen in der Brust, als malen sich die Leidenschaften im Antlitz? Welche Welt von Engeln, Königen, Bachanten, Jungfrauen und Kaisern, diese wirkliche

und ideale Welt, der der unübertreffliche Meister Leben einhaucht! Das Ganze ist so ungeheuer, daß es den Geist befängt, so glänzend, daß sich das Auge vor solcher Pracht zu Boden senken muß, wenn man bedenkt, daß ein Sterblicher nach Gott dergleichen zu schaffen vermochte.

Als Rubens in Spanien eingetroffen war, fehlten auch die Bestellungen auf Gemälde nicht, und so rasch wie die Aufträge dazu eingingen, so überraschend schnell war auch die Ausführung derselben. Er fertigte die Bilder der Minister, der Granden, vieler Edelleute und Höflinge; eine wahre Goldernte war dafür sein Lohn. Dann folgten die historischen Bilder; der Maler führte viel mehr Reichthümer hinweg, als es der Gesandte je gekonnt hätte.

Rubens machte als Maler so großes Aufsehen in Spanien, daß sein Ruf bis zu den Ohren des Herzogs von Braganza, späteren Königs von Portugal, drang. Dieser Fürst schrieb daher an einen Cavalier in Madrid, damit dieser den berühmten Künstler einlade, zu ihm nach Villa-Viciosa zu kommen, wo er jetzt residire.

Der Maler folgte freudig dieser schmeichelhaften Aufforderung. Um würdig dem Wunsche des

Herzogs zu entsprechen, umgab sich Rubens mit einem so glänzenden und zahlreichen Gefolge, als ob ein König ausziehe, einem anderen Könige einen Besuch abzustatten. Als aber der keinesweges reiche Fürst erfuhr, in welcher glänzenden Begleitung der treffliche Gast seiner Residenz nahe, erschrak er bei dem Gedanken, so viele Menschen ernähren zu müssen; er sandte daher einen Boten dem Künstler entgegen, ließ denselben bitten, seinen Besuch auf eine andere Zeit zu verschieben und fügte seinem Schreiben die Summe von funfzig Goldstücken bei. Rubens, verletzt von dieser Zumuthung, weigerte sich das Gold anzunehmen und entgegnete dem Ueberbringer desselben:

„Sagt Eurem Herrn, daß so meine Art und Weise ist, zu reisen, daß ich acht bis zehn Tage in Villa-Viciosa zubringen will, nicht um mich bewirthen zu lassen, sondern zu meinem Vergnügen, und daß ich zu diesem Zweck tausend Goldstücke mit mir führe."

Dann wandte er sich zu seinem Gefolge und rief: „Nur weiter, meine Herren, nur weiter!" Und er setzte ruhig seine Reise fort.

Zu Villa-Viciosa angelangt, lebte er dort mit

seinen Begleitern auf wahrhaft fürstlichem Fuße, und zeigte dem regierenden Herrn, daß er es für seiner würdig halte, so aufzutreten, in seiner Doppelgestalt, als Maler und Gesandter. Als die tausend Goldstücke ausgegeben waren, kehrte er nach Mantua zurück und erzählte seinem hohen Gönner, dem Herzog, das Vorgefallene. Dieser billigte sein Betragen, hing eine schwere Goldkette um seinen Hals, überhäufte ihn mit Geschenken und sandte ihn nach Rom mit dem Auftrage, für ihn die schönsten Bilder der römischen Schule zu copiren.

Rubens trat wieder eine Reise an.

Paul der Erste hatte so eben, nach dem Tode Clemens des Achten, den päbstlichen Stuhl eingenommen, und dies Oberhaupt der Kirche hielt sich nicht weniger fest auf dem pretificalischen Throne. Die Stadt, in der Rubens sich nun befand, war im Streite begriffen mit Venedig, und dieser Kampf des Pabstes mit dem Dogen war auf dem Punkte, ganz Europa zu erschüttern.

Was aber kümmerte unsern Rubens dieser Zwist? die beiden gekrönten Feinde konnten seinem Herrn und Gebieter nicht zu nahe treten; er studirte die Schöpfungen der Könige, die man Raphael

und Michael Angelo nannte, was ging ihn Rom und Venedig an?

Das ist das Vorrecht des Mannes von Genie, den Gott dazu erhob, daß er von den Menschen nichts mehr zu fordern hat; Revolutionen und Kriege stürzen Throne und machen das Weltall erbeben, der Künstler steht ruhig da, das Piedestal unter ihm wird nicht davon erschüttert. Wenn der Mann der Kunst sich nicht dem Lärmen zuwendet, das die Mächtigen dieser Erde verursachen, so schauen diese doch oft, mitten in ihren Streitigkeiten, nach ihm, beneiden den unabhängigen Künstlerfürsten, der keinen anderen Herrn über sich erkennt als Gott, kein anderes Reich als das des Genie's. Die Ueberzeugung drängt sich ihnen dann auf, daß sie ihrer Regierung Glanz verleihen, eine duftende Blume in ihre Krone flechten können, wenn sie einem solchen Auserkorenen, der so hoch über den anderen Sterblichen steht, ihren Hof zum Wohnsitze anbieten, und daß das, was der Gast, dieser sey nun Maler oder Dichter, ihnen für ihre Gastfreundschaft hinterläßt, wenn er weiter zieht, ganz geeignet sey, die königliche Großmuth zu vergelten,

ja nicht selten dazu diene, den Herrschrr unsterblich zu machen.

Diese feine Politik in der Kunst, die zugleich den Künstler ehrte, wäre das Geheimniß Leo X., Franz I. und Ludwig XII.; wie alles Große und Edle aber, ward die Ausübung desselben immer seltener und seltener und ist jetzt ganz und gar vergessen.

Als der Meister nach Rom kam, ward es ihm sogleich klar, daß, wenn er die Kraft des Colorits in Titians Schule gefunden, er die Reinheit der Linien an den Schöpfungen Raphaels studiren könne, und er fügte dem Schatze seines großer Genie's noch diesen neuen Zuwachs an. Wie der niedrigste, demüthigste Schüler, begann er die Werke der Kunstheroen zu copiren — die Copien übertrafen oft die Originale — dann schuf er selbst, vollendete drei Bilder für die Kapelle der heiligen Helena, und begab sich nach Florenz.

Der Vatican war noch immer im Streit mit dem Senat des heiligen Marcus. Großherzog von Toscana war zu dieser Zeit, im Jahre 1608, Ferdinand von Medicis, welcher Heinrich IV. Geldunterstützung sandte, Paris zu belagern. Ihm ver-

dankte man auch die Wahl Gregors VIII. und Sixtus V., denn er trug, ehe er Herzog wurde, den Cardinalshut.

Rubens traf in Florenz ein. Die Vermählung Cosmus II. mit der Erzherzogin Marie Magdalene war vor Kurzem vollzogen worden. Der Großherzog Ferdinand näherte sich dem Ende seines Lebens. Keine große politische Bewegung nahm seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und unser Meister fand ihn daher für Alles, was die schöne Kunst betraf, höchst zugänglich. Ferdinand, in seinem Eifer für Kunst und Wissenschaft, hatte es verstanden, sich mit den ersten Männern seiner Zeit zu umgeben, von Juan de Bologna bis zu Galilei, welcher, eines Streites mit Johann von Medicis wegen, 1592 Toscana verlassen mußte; Ferdinand aber berief den berühmten Mann zu sich zurück.

Unser Maler begann nun die antike Bildhauerei und die Werke Michael Angelo's zu studiren; er bewunderte die großen Kunstschätze, welche diese Stadt aufzuweisen hat, fügte denselben drei seine Bilder und sein eigenes Portrait hinzu und verließ den Herzog, um nach Bologna zu gehen, dort die

Productionen der Carrachi's in Augenschein zu nehmen, und dann einmal wieder Venedig zu besuchen.

Um diese Zeit hatte der Löwe von St. Marcus zu brüllen aufgehört; er hatte die Beute herausgegeben, die er so gern behalten hätte, und die Rom ihm nehmen wollte. Heinrich IV. hattte sich ins Mittel gelegt, und als Frankreich sprach, verstummten die beiden feindlichen Städte. Alles war in den Stand der Ordnung zurückgekehrt und der Doge erkannte den Pabst an.

Bei dieser seiner zweiten Anwesenheit in Venedig dehnte Rubens seine Studien länger aus. Er hatte die Schulen von Rom und Florenz geschaut, er konnte sie nun mit der Venedigs vergleichen. Sein Enthusiasmus für die Farben Titians und Veronese's blieb derselbe, aber seine Bewunderung für die Zeichnung Raphaels und überhaupt für die der römischen Maler, steigerte sich sehr.

Indem er die großen Meister studirte, wollte er ihre Art und Weise nicht nachahmen; er wollte nur erforschen, was sie gethan hätten, um zu verstehen, was er thun könne. Von den drei genannten Schulen war jede durchaus von der anderen

verschieden, Rubens wollte nun wieder eine eigene schaffen, die ihm ganz allein zugehören sollte, und also wieder keine Aehnlichkeit mit den übrigen hatte.

Die sich einander folgenden großen Männer sollen den schon bestehenden Kunsttempeln nicht noch Steine hinzufügen, sie sollen schaffen und eigene aufführen, nach ihrer Phantasie, nach ihrer Erfindung. Sey es ein Maler oder Dichter, er muß Einbildungskraft genug besitzen, um originell, er muß Kraft genug in sich fühlen, um groß zu seyn. Er muß nicht die Hülfe Derer nöthig haben, die vor ihm da gewesen sind, denn er soll für Die arbeiten, welche nach ihm kommen werden. —

Diese Genie's ragen hoch hervor; es sind Leuchtthürme, die der Allmächtige von Entfernung zu Entfernung aufgestellt hat, die Licht spenden, ohne welche die Wege hier auf Erden dunkel wären.

Homer und Moses, Raphael und Shakespeare haben sich die eigene Welt geschaffen, sie bevölkert, und so viele Bahnen erschlossen, daß man selbst ein Riese seyn müßte, um sie zu durchlaufen. Aber so vollkommen ihre Schöpfungen auch waren, so poetisch ihre Welt, so ausgedehnt ihr Reich, es bleibt immer neben Dem, was sie lieferten,

etwas zu schaffen übrig. Darum neigte sich der Meister Rubens tief vor den Königen der Vergangenheit, isolirte sich dann auf eine Zeitlang und — schuf sich die eigene Welt — stand auf dem höchsten Gipfel ganz allein! — Die erstaunte Menge bebt zusammen vor einer solchen Größe; sie fragt sich: ob dieser Mann wie Moses zum Himmel hinauf, oder wie Gott der Herr zur Erde gestiegen sey?

Der Meister hatte, wie wir anfangs in dieser unserer Schilderung berichteten, den Vorsatz gefaßt, Italien zu besuchen und dann nach Antwerpen zurückzukehren; wie alle Tiefdenker aber, die die Sachen genau ergründen wollen, reichte bei ihm ein einmaliges Anschauen nicht hin, als er Venedig wiedergesehen hatte, wollte er auch noch einmal nach Rom. Diesmal verließ er die Dogenstadt mit dem festen Vorsatze, nicht wieder dorthin zurückzukehren. Er hatte auch Alles in sich aufgenommen, was sie ihm bieten konnte, zum Dank dafür, ließ er einige seiner Kunstschätze dort zurück; so meinte er nichts schuldig geblieben zu seyn und reis'te ab.

Paul der Erste hatte sich, wie schon einmal bemerkt, mit dem Dogen ausgesöhnt. Er freute

sich ungemein, als der hochberühmte Maler wieder nach Rom kam; und um demselben gleich seine Aufmerksamkeit zu beweisen, übertrug er ihm die Fertigung eines Gemäldes für sein Oratorium zu Monte-Cavallo.

Der Pabst hat seine Höflinge wie die Könige; alle bestellten sich Bilder bei dem unvergleichlichen Maler. Mit seinem großen Fleiße und seinem raschen Arbeiten leistete er jedem Auftrage Genüge, sah dann noch alle Kunstschätze, die er in der heiligen Stadt sehen wollte, und verließ dieselbe, nachdem sein Name dort die allerhöchste Berühmtheit erlangt hatte.

Zwei Städte waren ihm noch zum Durchwandern übrig, dann war seine Wallfahrt durch Italien vollendet. Genua, die Stadt der Paläste, die ihre Marmorstirn im Mittelländischen Meere spiegelt, die, mit ihren terrassenartig angelegten Häusern, die ersten Stufen einer riesigen Treppe zu bilden scheint.

Zu jener Zeit war Genua noch voll von dem Andenken an Andreas Doria; einer der schönsten Paläste, den man sogleich gewahrt, sowie man die Stadt betritt, gehörte ihm; dieser prachtvolle Bau

steigt höher als alle übrigen empor, und scheint die anderen zu überwachen. Aber der Besitzer war auch ein großer Mann, sein Name reicht bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf; seine Familie stand immer sehr hoch, und er war wieder der Ausgezeichnetste in seiner Familie. Rubens war es vergönnt, die Terrasse zu erschauen, von wo aus Doria, nach einem glänzenden Mahle, das goldene Service ins Meer warf, und im Jahre 1535 den Bruder Fiesko's ertränken ließ.

Es war in der That eine herrliche Stadt zu durchwändern — berühmte, unsterbliche Namen traten vor den Geist, und große Dinge gab es zu schauen; es gab einen Coloß zu betrachten, der, seit einem halben Jahrhundert gefallen, noch immer die Stadt mit seinem Ruhme erfüllt; Bauwerke, prächtig und wunderbar, wie man sie nirgends findet, fest in ihren Grundsäulen, wie ihre Bewohner in dem eigenen Willen. Wäre aber Nichts zu bewundern gewesen, als das „Abendmahl," von Leonarda da Vinci, die wunderbare Perle im Marmorschrein, diese hätte hingereicht, Rubens nach Genua zu locken.

Es war sein ernstes Geschäft, dies herrliche

Blatt zu copiren, welches später nach der Zeichnung des trefflichen Copisten in Kupfer gestochen wurde. Als er sich eine geraume Zeit lang mit Gemälden beschäftigt hatte, wandte er sich den Palästen zu.

Jetzt wurde der berühmte Maler Architekt; er nahm die Risse der schönsten Gebäude Genua's auf. Sein scharfblickender Geist sammelte Alles ein, fest überzeugt, daß ihm dereinst daraus eine goldene Ernte erwachsen würde. Er bildete sich eine große Sammlung davon, die von dem Publikum so günstig aufgenommen wurde, daß bald eine zweite Auflage erfolgen mußte.

Als diese Pläne vollendet waren, schickte sich der Maler an, historische Bilder zu schaffen; sehr bald aber mußte er dies Vorhaben aufgeben, und Portraits malen, denn die vornehmsten und ersten Männer der Stadt wollten den unvergleichlichen Künstler nicht scheiden sehen, ohne irgend etwas von seinem Zauberpinsel zu besitzen; der ganze Adel Genua's fand sich zu diesem Zweck im Atelier des Meisters ein; der Zudrang war ungeheuer. Die bekannte Raschheit unseres Rubens indeß half ihm auch hier wieder, er befriedigte alle ihn Bestürmende, und konnte bald wieder — der eigenen

Wahl folgen. Er weihte nun seine letzten Werke Gott, und die Genueser behaupten, daß die beiden Bilder, welche er für die Kirchen der Jesuiten vollendete, die schönsten sind, welche er je fertigte.

Die letzte Stadt, welche Rubens nach Genua besuchen wollte, war Mailand. So lebhaft aber auch sein Verlangen war, dorthin zu gelangen, er konnte sich kaum entschließen, den Ort zu verlassen, wo er war. Es sollte der letzte Schritt seyn, dann wollte er sich auf immer von Italien trennen, dieser Gedanke ließ ihn erst ganz das Glück erkennen, welches für ihn darin läge, wenn er dort bleiben könnte. Das milde, schöne Klima, sein Ruf, die großen Namen, unter denen er acht Jahre verlebte, die Protection, die er bei den Fürsten, die Bewunderung, die er bei dem Volke gefunden, — Güter, die ihm nirgend in so hohem Grade zugetheilt wurden, machten ihm den Abschied ungemein schwer. Und Mailand sollte der letzte Zielpunkt in diesem köstlichen Lande für den Künstler seyn, der letzte Anhaltsort für den Reisenden! Wie gesagt, Rubens konnte sich nicht zur Abreise entschließen.

Der unerreichte Meister stand jetzt auf dem höchsten Gipfel seines Glücks. Ein gefährlicher

Standpunkt; auch er sollte bald heruntergestoßen werden. Ein Brief von Antwerpen versenkte ihn in den tiefsten Schmerz. In der Mitte seines Glanzes war das Herz des Künstlers durch keine Unannehmlichkeit erschüttert worden, auch war seine Liebe zu seiner Mutter noch eben so innig, eben so unverändert. Aber wenn man, wie er, von Triumph zu Triumph ziehend, zuweilen der Seinen daheim gedenkt, neue Gegenstände schieben sie mehr in den Hintergrund; vor Allem aber ersteht der Gedanke selten, daß unsere hellscheinende Glückssonne sich plötzlich mit Wolken verfinstern könne.

Der Brief aus Antwerpen enthielt die dringende Einladung an Rubens, so schnell als möglich nach der Heimath zurückzukehren: seine Mutter war schwer erkrankt, und wenn auch noch nicht jede Hoffnung verschwunden schien, so war doch seinerseits die größte Eile von Nöthen.

Rubens sank wie vernichtet auf seinen Sessel zurück. „Meine liebe, liebe Mutter stirbt!" rief er im Tone der Verzweiflung. Er bebte vor der großen Entfernung zurück, die ihn von Der trennte, welche ihm auf dieser Welt die Liebste war, er verwünschte zum

ersten Male seine Kunst, weil sie ihn so weit von der theuren Verwandten hinweggeführt hatte. — Man muß den ungeheuren Schmerz selbst gefühlt haben, den Geliebten durch den Tod zu verlieren, um die furchtbare Einsamkeit der langen Reise mitzuempfinden, die der große Meister jetzt durchleben mußte. Wir, die wir wissen, wie Rubens alle edlen Gefühle in seinem Herzen vereinte, wir folgen ihm jetzt im Geiste auf demselben Wege, den er voll wonniger Hoffnungen daherzog, und den er jetzt mit qualvoller Angst wieder zurücklegen muß. Alle Erinnerungen seiner Kindheit tauchen hinter einem schwarzen Schleier vor ihm auf, die lachenden Tage der Kinderspiele, das ungetrübte Glück der Jugend, die Freude in der Umarmung seiner Mutter! —

Und jetzt soll er all' die Stätten seiner fröhlichen Kindheit wiederschauen, aber mit welchem von heißen Thränen getrübtem Auge. Er soll die innig geliebte Mutter ihrem letzten Bette anvertrauen, er soll sie in ihr dunkles Kämmerchen hinuntersenken sehen! Diese Gedanken versetzten ihn in die tiefste Wehmuth.

Ach, und wie weit ist der Weg! Jeden Abend,

wenn die Dämmerung ihm die Gegend rund umher verschleiert, werden auch seine Gefühle noch düsterer. Er macht sich die bittersten Vorwürfe, der weltlichen Eitelkeit nachgejagt zu haben; er wünscht sich Flügel, um schnell an das Sterbebett der theuern Mutter eilen zu können — die Unmöglichkeit tritt ihm entgegen, er vergießt bittre Thränen.

Hier sprechen wir nun nicht mehr von der Geschichte des berühmten Mannes, nicht von ihm als Maler, nicht von seinen Werken, wir wollen seine Gefühle schildern; bei einem Manne wie Rubens muß das Herz eben so treu hingestellt werden wie sein Genie, damit jeder einen Blick hienin sende, es von allen Seiten betrachte, und bewundernd bemerke, daß er groß in jeder Hinsicht war.

Als Rubens in Brüssel ankam, erfuhr er, daß seine Mutter bereits hinübergegangen sey. — Er weinte und jammerte wie ein schwaches Kind und war durchaus unfähig, das Grab zu besuchen, das sein vergangenes Glück und die Hoffnungen seiner Zukunft mit seiner schwarzen Decke verhüllte. Wenn dem Leidenden eine Familie bleibt, so zieht er sie zu sich — alle die ihn liebenden Herzen; aber steht

er allein da in dieser Welt, ist sein Haus plötzlich ganz verödet, dann muß er sich einzig und allein zu seinem Vater im Himmel wenden, diesem ewigen Gnadenquell, wo jeder Schmerz auch seinen Trost findet. —

Der tiefgebeugte Sohn zog sich nach der Abtei des heiligen Michael in Antwerpen zurück. Dort konnte er ungehindert seinem Schmerze leben. Das war eine Epoche der tiefsten Ruhe in seinem Leben. Er brachte anfangs die Tage in der größten Zurückgezogenheit zu, er beschäftigte sich nur mit seinem Kummer und mit Gott. Bald aber griff er, der an unausgesetzte Thätigkeit gewöhnt war, wieder zu seinem Pinsel, er malte wieder und fand Trost in dieser Beschäftigung. —

Ein Gedanke beherrschte ihn jetzt ausschließend: er wollte der theuern Hinübergegangenen ein Denkmal errichten, das ihrer Tugenden würdig wäre und die Dankbarkeit Desjenigen ausspräche, der es ihr widmete; und damit keine andere Hand dabei thätig sey, entwarf er selbst den Plan zu dem Monumente, das auf dem Grabe errichtet werden sollte. Eines seiner schönsten Bilder sollte darin aufgehängt werden. Als er in dem kleinen Heiligthume, das

er zum Andenken seiner Mutter bestimmte, zu Gott und zu der Seligen gebetet hatte, verließ er die Abtei und trat wieder hinaus in's Leben.

Italien war das von Rubens so sehr geliebte Land; dort war die Mehrzahl seiner Meisterwerke; als er daher den Entschluß faßte, der frommen Zurückgezogenheit zu entsagen und die Abtei St. Michael zu verlassen, wollte er nach Rom zurückkehren und das Zauberland wieder besuchen, das Gott auserwählt zu haben scheint, um als leuchtendes Vorbild über allen anderen Ländern der Welt zu glänzen. Als er sich daher mit Gewalt seinem tiefen Schmerze entzog, als er das Monument verlassen wollte, das eben seiner Trauer noch mehr Nahrung gab, als er den Entschluß hatte laut werden lassen, wieder Italien, das Heimathland der Kunst, zu besuchen, da ließ der Erzherzog Albert den trefflichen Maler nach Brüssel rufen. Da der Fürst einsah, daß der Meister nicht bleiben würde, wollte er diesen gewissermaßen zwingen, und ließ ihm den Kammerherrn-Schlüssel überreichen.

Rubens war nicht gern am Hofe, als er noch heiteren Sinnes war, um wie viel weniger konnte er sich jetzt in seiner Trauer dazu entschließen, bei

dem Erzherzog zu leben; er bat also um die Erlaubniß, in Antwerpen wohnen zu dürfen, und er erhielt dieselbe auch. Es war im Jahre 1610 und gerade um dieselbe Zeit, als Rubens sich in seine Einsamkeit zurückzog, aus der er bald ein von Königen beneidetes Museum schuf, als ein Schlag geschlagen wurde, der ganz Europa erschütterte.

Ravaillac hatte gegen den König Heinrich IV. den tödtlichen Stoß geführt und schlug Frankreich dadurch eine so tiefe Wunde, daß ein Jahrhundert dazu gehörte, um sie wieder zu heilen.

So fern diese große Weltbegebenheit auch unserm Meister zu liegen scheint, so wenig ein solches ungeheures Verbrechen in seine Lebensschilderung paßt, so müssen wir doch hier einige Wote einschalten von der Erschütterung, die Europa durchzuckte, besonders da Rubens denn doch den politischen Angelegenheiten jener Zeit nicht ganz befremdet war; denn sein Beschützer, der Erzherzog Albert, war einem Kriege mit Heinrich IV. ausgesetzt; was sich also in Frankreich ereignete, berührte immer zugleich die Interessen Flanderns mit. Darum hier eine kurze Schilderung.

Am 25. März des Jahres 1609 starb ein Herzog von Cleve, ohne Kinder zu hinterlassen, was Heinrich IV. zu der Aeußerung Veranlassung gab: daß jetzt die ganze Welt das Land erben könne. Die Nachfolge im Reiche des Verstorbenen war so n Dunkel gehüllt, daß mehrere Fürsten gleiche Ansprüche daran hatten; wenn aber Jemand existirte, der nicht das mindeste Recht dazu aufweisen konnte, so war es gewiß der König von Frankreich. Das begehrte Reich lag zwischen den Niederlanden und Deutschland, so daß es weder Heinrich IV., noch den spanischen Provinzen in Flandern, noch den vereinigten Staaten, noch dem Kaiser, gleichgültig war, ob dieses Land einen Herrn erhalte, der sich ihnen mehr oder weniger feindlich erwies.

Zwei Parteien spalteten in diesem Zeitraume Deutschland; die eine hielt es mit dem Kaiser, die andere mit seinen Gegnern. Das Oberhaupt des deutschen Reichs fand es für gerathen, die erledigten Staaten mit Sequester zu belegen, aber zwei andere Fürsten kamen ihm zuvor. Heinrich IV. wollte nun beweisen, daß in Europa nichts geschehen dürfe,

ohne daß er die Hand im Spiele habe, und daß die Wagschaale sich dahin neige, wo hinein er das Gewicht lege; er ließ daher 30,000 Mann Infanterie und eine bedeutende Artillerie gegen die Champagne aufbrechen, und um dieser Expedition mehr Bedeutung zu geben, machte er es bekannt, daß er sich selbst an die Spitze der Armee stellen wolle.

Der König von Frankreich glaubte so seine Sache gut angelegt zu haben, es trafen aber Vorfälle ein, auf die er nicht gerechnet hätte.

Henriette Charlotte von Montmorenci hatte seit Kurzem den Prinzen von Condé geheirathet, der sie aus Frankreich führte, um sie der Liebe des Königs zu entziehen. Heinrich IV., der sich ganz gleich geblieben war, und wie er es in seiner Jugend gehalten, noch in seinem Alter that, schrieb an den Erzherzog Albert und an die Infantin Isabella, die beiden Beherrscher der Niederlande, und forderte von ihnen, daß man ihm die beiden Uebersiedelten ausliefere, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ihm eine Armee zu Gebote stände, die Das allenfalls mit Gewalt nehmen würde, was man nicht gutwillig ihm wiedergeben wolle.

Der Prinz von Condé fand den Augenblick günstig, um eine Parthie zu ergreifen; er schrieb gegen die Regierung in Frankreich und besonders gegen das Ministerium, dann ging er nach Mailand und vertraute seine Gemahlin der Infantin an. Heinrich IV. hatte also die gewichtigsten Gründe, sich nach Flandern zu begeben; erstellte aber zuvor die Regentschaft des Königreichs sicher und ordnete alle Angelegenheiten bis zu seiner Abreise.

Am Mittwoch den 18. Mai 1610, begab sich der Monarch zu seinem Minister, dem Herzog von Sully, ins Arsenal. Die Equipage fuhr durch die Rue de la Ferronnerie; zwei andere Fuhrwerke aber hemmten die Passage. Der Wagen des Königs mußte anhalten — ein Mörderarm fuhr plötzlich hinein — es war geschehen. —

Am andern Morgen durchflog das furchtbare Gerücht die Hauptstadt Frankreichs: „Der König ist ermordet!"

Ravaillac wurde geviertheilt — und Maria von Medicis zur Regentin Frankreichs ernannt; das Land wurde also eben so gestraft, wie der Mörder.

Jetzt wollen wir nicht weiter die Geschichte verfolgen: wie Ludwig XIII. regierte, dieser armselige

König, auf dem die Hand Gottes schwer lastete, schon deswegen, weil er ihm Maria von Medicis zur Mutter, und zum Minister Richelieu gab; wir wollen zu unserm Meister Rubens zurückkehren, den wir in seiner Trauer zu Antwerpen zurückließen.

Nach dem, was ihn betroffen hatte, glaubte er nicht, daß ihm das Glück je wieder lächeln könnte; er sann also nur darüber nach, sich eine Zerstreuung, ein Abziehen von seinem Kummer, zu verschaffen. Er setzte dies auf die glänzendste, wahrhaft fürstliche Weise ins Werk. Er ließ sich ein Atelier aufführen, das einem Palaste glich. Als dasselbe vollendet war, füllte er es mit Meisterwerken der Maler- und antiken Bildhauerkunst. Die Kunstschätze wurden aufgestellt; Rubens setzte sich mitten in diesen seinen Olymp und staunte selbst alle diese Herrlichkeiten an. Bald aber beschlich der traurige Gedanke sein Herz, daß er in diesem seinem Reiche allein, daß kein mitfühlendes Herz ihm zur Seite sey, dem er seine innersten Gedanken erschließen könne, und der alte Kummer bemächtigte sich seiner wieder.

Nach der Liebe zu den Aeltern, die Gott jedem

Kinde ins Herz gelegt, folgt die Zuneigung, die Zärtlichkeit zu dem geliebten Gegenstande, die jedem Menschen nothwendig ist, um die Leiden dieser Welt ertragen zu können. Die Seele des Engels, der von ihm gewichen, schien in einer anderen Gestalt wieder zur Erde gestiegen — Rubens fand ein Herz, das ihm gehörte.

Früher oder später vernarbt jede Wunde, wird der Schmerz zum heiligen Andenken; ja es kommt der Augenblick, wo man des Einen in Wemuth gedenken, und dem Anderen die Hand reichen kann.

In demselben Jahre verheirathete sich der große Meister mit Isabella Breux, die ihm einen Sohn schenkte; Erzherzog Albert ward dessen Pathe und gab ihm seinen Namen.

Was also Ehre, Vermögen, Ruhm, befriedigte Eitelkeit und häusliches Glück dem Sterblichen bieten können, das ward dem unerreichbaren Meister zu Theil; ihm fehlte nur noch, was alle großen Männer haben müssen, Tadler, das heißt Neider; die Zwerge, welche die Riesen mit Steinen werfen; sein Leben floß zu ruhig, zu ungetrübt dahin. Er arbeitete anhaltend während des Tages, schwang sich dann Abends auf eines der köstlichen Rosse,

die er in seinem Stalle hatte, ritt über die Wälle der Stadt und kehrte dann in seinen Palast zurück. — Aber auch die Feinde und Neider fanden sich.

Einen Mann gab es, und die Geschichte hat seinen Namen aufbewahrt, um ihn dem Gelächter der Nachwelt preiszugeben, er hieß Abraham Jansen, welcher die Tollheit so weit trieb, dem Rubens eine Herausforderung in der Malerei zuzusenden, der seinerseits die Güte so weit ausdehnte, sie zurückzuweisen. In derselben Zeit bekam der Meister einen bedeutenden Auftrag von dem Erzherzog Albert. In zwanzig Tagen war das neue Gemälde vollendet, der Prinz entzückt, der Nebenbuhler vernichtet.

Als Rubens, dem ein großer Ruf schon vorangegangen war, sich in Antwerpen niederließ und man nun seine Schöpfungen in Augenschein nehmen konnte, verdunkelte er alle anderen Namen, zerstörte er alle anderen Berühmtheiten. Die Oligarchie der kleinen flammländischen Maler, die während des Meisters Abwesenheit sich ihr kleines Königreich gestiftet hatten, löste sich auf, als Rubens erschien. Die Könige von gestern wurden nun Unterthanen eines unbeschränkten Beherrschers; da

sie keine Macht mehr besaßen, wendeten sie die Schlauheit an, aus — Löwen wurden sie Füchse. —

Die Maler umschlichen und umstellten den großen Meister, um ihm etwas zu entwenden — die armen Lazzaroni im Reiche des Ruhms! Wenn sie sich sämmtlich vereinigt und sich vor die Sonne seines Glücks gestellt hätten, alle zusammen hätten nicht den Schatten dieses Kolosses bedeckt!

Nach dem Gemälde, die heilige Familie darstellend, welches er für den Erzherzog Albert geschaffen hatte, malte er ebenfalls ein großes Bild für die Brüderschaft des heiligen Ildefons, in der er Aufnahme gefunden hatte. Es war wieder ein Meisterwerk: die heilige Jungfrau, auf einem goldenen Throne sitzend, überreicht dem heiligen Ildefons, der vor ihr auf den Knieen liegt, ein Meßgewand.

Als man ihm eine große Summe, als Preis für dies neue Gemälde, überbrachte, lehnte Rubens es ab, sie anzunehmen, indem er bemerkte: daß er nur eine Schuld bezahlt, keineswegs aber ein Bild verkauft habe. Fortwährend liefen neue Aufträge ein. Kirchen, Klöster, Brüderschaften, Paläste, Musee'n verlangten Kunstschätze von dem unvergleichbaren

Meister geliefert. Er hatte Kraft und Zeit zu Allem; er leistete das Unglaubliche in einem Monat, und gewann während dieser Zeit 200,000 Gulden.

Eines Tages ward ihm ein englischer Alchymist gemeldet. Rubens ließ ihn zu sich eintreten und fragte nach seinem Begehr. Der Engländer erbot sich, ihm die Kunst zu lehren, Gold zu machen.

Statt aller Antwort führte ihn der Meister in seine Galerie, zeigte ihm alle die Meisterwerke und dann die leere Leinwand und sprach: „Ich habe mich schon zu eifrig beschäftigt, Gold zu machen, wie Ihr seht, um das zu erkaufen, was ich bereits besitze. Habe ich erst die hier vorräthige Leinwand mit Farben bedeckt, ist mein Eigenthum reichlich verdoppelt. Kehrt darum in Euer Laboratorium zurück und laßt mich in meinem Atelier. Statt des Goldes, das Ihr hervorzubringen gedenkt, werdet Ihr nur Asche und Schlacken ernten. Braucht Ihr Geld, kommt zu mir."

Der Alchymist entfernte sich; Rubens setzte sich wieder an seine Staffelei und vollendete das herrliche Bild: Jesus Christus, der dem heiligen Petrus die Schlüssel des Paradieses übergiebt. Es war eine vortreffliche Composition. Wie unnachahmlich

zeigte sich die heilige und sanfte Gestalt unsers Erlösers, wie sie nur sein Genie träumen, sein Pinsel idealisiren konnte, und nun daneben die ernste, strenge Haltung des heiligen Petrus, dieser Schildwacht des Glaubens, zu der Gott sprach: „Du sollst die Macht haben, zu binden und zu lösen." — Der Kanzler Amant kaufte dies Wunderbild und ließ es in dem Mausoleum seiner Familie aufstellen.

Rubens, der den heiligen Zweck der Sendung des Gottessohnes und dessen Opfertod ganz in sich aufgenommen hatte, fuhr fort, den Heiland zum Gegenstand seiner Schöpfungen zu machen. Für die Capuziner bestimmte er die Kreuzabnahme, Jesus auf den Knieen seiner Mutter liegend, welche der heilige Franz von Assisi zu trösten versucht.

Neben der hohen Vollendung in der Malerei, findet man in dem Antlitz der Mutter die Festigkeit, welche das fromme Gebet verleiht, die heilige Ergebung bei ihrem grenzenlosen Schmerze, da sie das geliebte Kind todt vor sich sieht. Die höchste Kraft der Mutterliebe hatte Maria zu den Füßen des Kreuzes niedergeworfen, um Zeuge der letzten Augenblicke des Sohnes zu seyn, um den Theuern

im Tode nicht zu verlassen. Nun ist sie mit dem Leichnam allein, da ergießt sich ihr unbeschreibbares Wehe in heißen Thränen — doch der Glaube lenkt ihre Blicke nach oben, von der Erde hinweg und zeigt ihm die Stätte, wo ihr Verklärter jetzt weilt.

Nach einem großen Verlust wendet sich unser Geist gern den heiligen und höchsten Dingen zu, weil sie allein Trost und Hoffnung gewähren. So gefiel sich Rubens, nach dem Tode der geliebten Mutter, besonders darin, heilige Gegenstände hinzustellen, er, der Mann der dreisten Linien, der großartigen Formen, der kräftigen Farben. Man sehe, wie sich das heilige Haupt des Erlösers unter Rubens Zauberpinsel mit der Doppelkrone, dem Schmerzenskranz aus Dornen, und der Glorie des Ruhmes, umgiebt, wie der Meister der Bahn folgt von der Krippe an, wo ihn die Könige anbeten, bis auf Golgatha, wo die Henker das Kreuz aufrichten. Dann, als der große Maler diese Bilder der heiligen Geschichte vollendet, bildet er gewissermaßen ein glänzendes Gefolge für den Gottessohn, er malt Heilige, Märtyrer, Priester, alle, die von heiliger Wahrheit begeistert, geglaubt, prophezeiht und gelitten haben.

Diejenigen, welche Rubens vorwerfen, daß er die Zeichnung über die Farben vergesse — sie müssen hingehen und die Jesus Christus geweihte gemalte Elegie anschauen, und wären sie so ungläubig wie der heilige Thomas, sie werden sich durch ihre Sinne überzeugen und werden glauben.

Wir haben oft Gelegenheit gefunden, Rubens mit Shakespeare zu vergleichen, auch giebt es, unserer Meinung nach, nicht wieder zwei Genie's, die einander so gleichen. Sie berühren sich in ihrem Zweck, dem Streben nach Wahrheit, sie treffen in der Poesie zusammen; beide waren kühn, beide haben neue Entdeckungen gemacht, beide haben geschaffen.

Der große Maler wollte bei dem Tode des Heilandes nicht stehen bleiben: nach dem Schmerz die Glorie, nach dem Schaffot die Apotheose, nach der Verbannung hier auf Erden das Asyl im Himmel! Dieser Idee verdankt die Welt: „Die Auferstehung des Erlösers" von Rubens.

Mitten in diesen seinen großartigen Gebilden fand auch sein wohlwollendes Herz reichliche Nahrung. Er war einer der größten Männer seiner Zeit, aber er war auch einer der edelsten und großmüthigsten

Johannes Breughel von Velouis, sein Freund, starb. Rubens ehrte das Andenken des Hinübergegangenen wie ein wahrer Künstler, er sorgte nämlich für die nachgebliebenen Waisen als ein Vater. Er ließ dem verstorbenen Maler ein Monument errichten und nahm dessen Tochter zu sich ins Haus.

Nun malte Rubens eine heilige Therese, die für die Seelen im Fegefeuer bittet, und eine heilige Anna, welche die Jungfrau Maria lesen lehrt.

Nach und nach gewann das Kräftigere in Rubens Charakter wieder die Oberhand, er wählte sich Gegenstände, welche, wenn auch eben so heilig, denn doch wärmere Töne und stärkere Formen erforderten; er vollendete seine „Geißelung" und stellte in diesem Meisterwerke zugleich den Schmerz des Menschen, der leidet, die Ergebung des Heiligen, welcher betet, die Wuth des Henkers, der schlägt, dar. Seit seinem Aufenthalte in Rom, wo ihn das jüngste Gericht Michael Angelo's mit staunender Bewunderung erfüllte, hatte er beschlossen, auch dereinst etwas Aehnliches zu liefern, er brachte jetzt diesen Traum in Erfüllung und stellte Christus dar, den Donnerkeil in der Hand, das Universum bedrohend. In dieser seiner Composition zittert die

Jungfrau nicht, wie in der Buanarottiks; im Gegentheil, sie fleht für die Uebrigen. Die Idee ist noch heiliger als die in dem erstgenannten Kunstwerke.

In der Mitte dieser seiner Schöpfungen in der Malerei baute Rubens eine Kirche. Die Jesuiten in Antwerpen waren zu dem Besitze einer großen Menge von weißem und schwarzem Marmor gelangt, den die Spanier einem algierischen Corsaren abgenommen hatten; sie wollten von diesen kostbaren Materialien, welche wahrscheinlich zu einer Moschee bestimmt waren, eine Kirche aufführen lassen. Die Antwerpner wandten sich an den großen Meister mit der Bitte, ihnen die Plane zu diesem großartigen Bau zu liefern, denn man kannte sein unerreichtes Genie in dieser Hinsicht. Er willfahrte dieser Bitte, und als das Gotteshaus vollendet war, malte er sechsunddreißig Plafondstücke. Im Jahre 1718 zerstörte der Blitz die Kirche, nur das Chor blieb unversehrt.

So mit den verschiedenartigsten Arbeiten überhäuft, versäumte der große Meister es doch nicht, seinem eigenen Hause den Charakter zu geben, den er demselben zu verleihen sich vorgesetzt hatte. Alle

Kunstschätze, die er auf seinen vielen Reisen erkauft hatte, wurden passend aufgestellt. An der Gott geweihten Stätte sah man sanfte Madonnen von Raphael, vortreffliche Compositionen aus dem Leben des Erlösers, Jungfrauen, Heilige, Märtyrer. Neben dem Himmel erschloß sich der Olymp. Antike Statuen aus Marmor oder Bronze prangten da, von Phidias an bis zu Cellini — unzählbare Schätze. Neben diesen Giganten erblickte man kleinere Kunstsachen, alle wie von Feenhand dahin gezaubert. Kleinodien in getriebener Arbeit, Trinkgeschirre, von fabelhaften Gestalten oder Wunderthieren getragen, kostbare Waffen und dergleichen Seltenheiten mehr; endlich waren alle die trefflichen Gaben aufgestellt, die der unvergleichliche Meister von den Herren dieser Erde zum Geschenk erhalten hatte, als: schwere Goldketten, Medaillen, kostbare Anzüge und köstlich gearbeitete Degen.

Um den Bau dieses Hauses zu vollenden, ließ Rubens am Ende seines Gartens graben, und da die Plane des Meisters sehr ausgedehnt waren, fand es sich, daß die Arbeiter auf das benachbarte Terrain gerathen waren, welches der Brüderschaft der Bogenschützen zugehörte. Diese beschwerten sich

anfangs darüber, da man sich aber daran nicht kehrte, drohten sie mit dem Gericht. Rubens bot ihnen Geld; sie verweigerten die Annahme desselben, sie verlangten, daß man die schon gemachten Gruben wieder zuschütte und Alles wieder in den vorigen Stand setze, außerdem würden sie die Sache bei dem Richter anhängig machen.

Der Meister kehrte sich nicht an diese Drohungen, sondern ließ immer weiter arbeiten. Die Bogenschützen führten also Klage gegen ihn, und er wußte sehr wohl, daß er den Prozeß nur verlieren könne. Aber was kümmerte er sich darum! Sein Bau schritt vorwärts, und so mußten seine Gegner endlich sich jeden Fußbreit Erde, den er ihnen nahm, mit Geld bezahlen lassen; sonst blieb ihnen nichts übrig. Aber auch seine Ankläger betrieben die Sache mit Ruhe, sie waren im Recht, denn man wollte ihnen ihr Eigenthum nehmen. —

Rubens war auf den Ausgang dieser Sache gespannt; als eines Abends einer seiner Freunde, Namens Roethar, ein Vorsteher der obengenannten Brüderschaft, zu ihm in sein Zimmer trat.

„Welche Neuigkeit bringt Ihr mir denn, mein werther Herr Gesandter? fragte der Maler, unter

diesem Titel muß ich Euch wohl heute willkommen heißen. Will Eure Gemeinde endlich Vernunft annehmen und ihre Grenze ein wenig weiter hinaus schieben?"

„Durchaus nicht, entgegnete der Angekommene, jetzt weniger als je."

„So wollen sie ihre Klage fortsetzen?"

„Mit aller Strenge."

„So mögen sie Das thun und mich bis dahin in Ruhe lassen."

„Ihr werdet aber den Prozeß verlieren, Meister."

„Glaubt Ihr?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Weshalb das?"

„Weil alles Recht auf ihrer Seite ist.

„Das ist ein gewichtiger Grund! Ich verlange auch nicht zu gewinnen, ich will nur mein Haus nach meinem Plane bauen."

„Aber, Meister, Ihr eignet Euch auf diese Weise Anderer Eigenthum zu."

„Ich will es ja bezahlen."

„Hört mich an, Meister, fuhr Roethar fort, es giebt vielleicht ein Mittel, die Sache auszugleichen. Euer Geld will die Brüderschaft nun

einmal nicht — aber sie würde sich glücklich schätzen, ein Gemälde von Eurer Hand zu besitzen."

„In der That?"

„Sie möchte ein Bild des heiligen Christoph für ihre Kapelle, wollt Ihr ihn malen?"

„Warum nicht? Mein Pinsel ist mein Geldbeutel, ob ich mit baarem Gelde oder mit Malerei bezahle, ist mir ganz gleich."

„So ist die Sache in Ordnung. Das Gemälde muß diese Größe haben," sprach Roethar und deutete auf eine Leinwand.

„Ihr wißt, daß ich nach dem Maaße arbeite, sprach lächelnd der Künstler, Ihr sollt mit Eurem heiligen Christoph zufrieden seyn."

„So kann ich das der Gemeinde mittheilen?"

„Das versteht sich, und ich führe meine Mauer auf!"

Die abgeredete Sache ward ins Werk gerichtet. Rubens sandte der Brüderschaft, um ihren Wunsch schneller zu erfüllen, seine „Kreuzesabnahme," eines seiner schönsten Bilder, und ein wahres Wunder der Malerkunst. Sie nahm es aber nicht an, sie wollte einen heiligen Christoph.

Rubens mußte den Bogenschützen ihren Heiligen malen.

Es war nun um das Jahr 1620. Der Ruf des großen Meisters erfüllte ganz Europa. Frankreich, das jeden Ruhm sich so gern aneignet, mußte Etwas von dem Fürsten der Maler besitzen; Maria von Medicis beschloß daher, ihm die Ausschmückung des Palastes Luxembourg zu übertragen, und ließ ihn zu sich nach Paris entbieten.

Seit zehn Jahren, das heißt, seit dem Regierungsantritt Ludwig XIII., hatten sich in Frankreich viele Dinge ereignet.

Als der Leichnam des gemordeten Königs mit dem geweihten Wasser besprengt war, als der Todtengräber den Leichenstein auf seine Gruft gelegt hatte, vergaß Alles die untergegangene Sonne und wandte sich der neu aufgegangenen zu. Die Königin Maria beherrschte im wahren Sinne des Worts Frankreich, Ludwig XIII. war nichts weiter als ein Kind. —

Aber das Kind wuchs empor; diejenigen, denen die Königin niemals Gehör schenkte, nahten sich dem jungen Monarchen und erzählten ihm, daß er jetzt ein Mann sey und daß er nach gerade selbst regieren könne. Sie deuteten auf Concini, den

Günstling der Königin, schilderten ihm diesen als einen höchst gefährlichen Menschen und riethen ihm an, sich durch ein Verbrechen mündig zu erklären.

Im Cabinet des Königs wurde Rath gehalten; man machte ihm zwei Vorschläge, sich von dem Marschall zu befreien, ihn arretiren zu lassen, oder ihn aus dem Wege zu räumen. Der König Ludwig XIII. wählte das Letztere. Bedeutende Leute waren bei dieser Berathung gegenwärtig: ein Diener der Königin, Namens Marcillac; ein Mann, Trocy geheißen, von dem man wußte, daß er seine Schwestern verkauft hatte; ein Abenteurer, Le Travail, und ein Gärtner der Tuilerien. Ein gewichtiger und ehrenwerther Senat, um einen Mann zu verurtheilen, und einem König Rath zu geben! —

Eine Hand aber mußte aufgefunden werden, um den Meuchelmord zu vollziehen; sie mußte einem Edelmanne und keinem der genannten niedrigstehenden Männer angehören.

Die Wahl fiel auf den Baron von Vitcy, einen Gardecapitain. Der Mann war gefunden, die Gelegenheit blieb noch zu suchen übrig; aber auch diese fehlte nicht.

Nach vier Tagen wurde Concini in den Louvre

beschieden. Kaum war er eingetreten, als man die Thüren hinter ihm verschloß. Drei Pistolen wurden auf ihn abgefeuert, er sank in die Kniee, der Baron Vitcy vollendete das mörderische Werk durch einen Stoß mit dem Fuße.

Als Alles vorüber war, erschien der König, der versteckt die That mit angeschaut hatte, und rief freudig aus: „Dank, Dank, meine Freunde! jetzt bin ich König!"

Als die Königin von dem Vorfall Kunde erhalten hatte, zog sie sich in ihre Gemächer zurück, ohne ihren Sohn zu sehen. —

Nichtsdestoweniger hatte Maria von Medicis im Jahre 1620 ihren ganzen Einfluß über ihren Sohn, der noch nicht volle zwanzig Jahre zählte, wiedergewonnen. Sie machte alle Einrichtungen und ließ also, wie schon erwähnt, den Meister Rubens nach Paris bescheiden, um den Palast, in welchem sie residiren wollte, auszuschmücken. Sie ahnte damals nicht, daß sie dreiundzwanzig Jahre später in Cöln in demselben Hause sterben würde, in welchem der große Meister einst geboren ward.

Der Baron von Vitcy, der französische Gesandte am Hofe des Erzherzogs Albert, sollte die

königliche Botschaft ausrichten. Die Einladung der Königin von Frankreich machte unserm Meister Rubens große Freude; er vollendete rasch die Werke, welche er begonnen, und reis'te nach Frankreich ab.

Der Baron von Vitcy mußte Rubens bei Hofe vorstellen, sie begaben sich also nach dem Louvre und wurden von der Königin empfangen.

Maria von Medicis war zu jener Zeit achtundvierzig Jahre alt. Ihr Gesicht zeigte noch die Spuren ihrer ehemaligen großen Schönheit, sie war in schwarze Seide gekleidet. Als der berühmte Maler in der Thür des Saales erschien, in welchem sich die Königin befand, erhob sich diese von ihrem Sessel und trat ihm entgegen.

„Wir betrachten es als ein ganz besonderes Glück, sprach sie, daß ein so großer Meister an unserm Hofe erscheint. Die Nachwelt soll nicht sagen, daß es eine Königin gab, die sich Maria von Medicis nannte, und einen Maler Rubens, welche zu einer und derselben Zeit lebten, sich aber nimmer begegnet wären. Eine Erbschaft ist es, welche von unserer erlauchten Familie auf uns gekommen, daß wir die heilige Kunst und ihre Meister über Alles lieben; wir wollen daher für

Euch thun, was unsere Vorfahren für die Meister ihrer Zeit thaten."

„Ich stelle mich ganz zu dem Befehl Eurer Majestät," entgegnete Rubens, indem er sich tief verneigte.

„Wohlan, Meister, fuhr die Königin fort, wir verlangen etwas Großartiges, Herrliches von Euch; wir wollen, daß unsere Nachkommen eifersüchtig auf uns seyn sollen, daß wir den Meister auffanden, der uns eine ganze Iliade hinstellt." —

„Mit Vergunst, Eure Majestät, ich bin lange kein Homer."

„Ihr wißt sehr wohl, Meister, erwiederte lächelnd die Königin, daß man die übertriebene Bescheidenheit der großen Männer nur als übergroße Eitelkeit zu betrachten pflegt; und daß Ihr Euch nur herabsetzt, damit man Euch um so höher hebe."

„Hört meinen Auftrag, Meister, sprach die Königin, wir wollen vierundzwanzig Gesänge, also vierundzwanzig Gemälde von Euch, wie diejenigen, welche Ihr schon geliefert habt. Nach diesem ersten Theile Eurer Poesie'n verlangen wir einen zweiten. Macht Euch an die Arbeit, wann Ihr wollt; errichtet Euer Atelier in einem Palast, laßt Euch

aus unserer königlichen Kasse zahlen, was Euch beliebt, und verlaßt uns erst, wenn Ihr Alles vollendet habt."

„Ich danke Eurer Majestät, entgegnete Rubens, für so viel Gnade, so viele Güte! Ich fordere aber von Eurer Majestät die Erlaubniß, nach Antwerpen zurückkehren zu dürfen, um Ihren allerhöchsten Befehl auszuführen. So gastlich mich Frankreich aufnahm, so huldreich und großmüthig sich Eure Majestät mir bezeigte, ich muß es eingestehen, ich kann nur in der Heimath malen; dort nur ist Alles, was meine Kunst — was mein Herz verlangt. Sie wissen, gnädigste Frau, der Geist ist es nicht allein, der da arbeitet; das Herz fordert auch seine Rechte. — Ich ersuche Eure Majestät also noch einmal um die Vergünstigung, wenn ich Ihre Befehle ausführlich vernommen haben und Ihre Plane genau kennen werde, nach Antwerpen zurückkehren zu dürfen."

„Wenn Ihr es denn so wollt, bemerkte Maria von Medicis, so kehrt in Eure Heimath zurück; doch bevor Ihr Frankreich verlaßt, müßt Ihr dem König vorgestellt werden, und wir selbst wollen uns des Geschäftes unterziehen. Er ist noch ein Kind,

Meister, mit seinen Vergnügungen beschäftigt, doch zeigt sich Ludwig schon als Freund von Allem, was groß, als Beschützer alles dessen, was edel, als Enthusiast für Alles, was schön ist. Ihr werdet ihm daher sehr willkommen seyn. — Steht es Euch an, so gehen wir jetzt gleich, überraschen ihn so zu sagen in seiner Lieblingsbeschäftigung. Ihr solltet es in der That nicht denken, womit der König von Frankreich sich die Zeit vertreibt. Wir lassen ihm sein Vergnügen und übernehmen für ihn die schwere Last der Regierung, das Drükkende der Krone."

„Es ist ein wahrhaft edler Beruf, dem Eure Majestät obliegt, versetzte Rubens nicht ohne Beziehung, Frankreich erkennt es jetzt schon an und hofft, daß Gott Eurer Majestät einst vergelten werde."

„Ihr Künstler seyd dagegen glücklicher, fuhr Maria fort, seyd Ihr einmal als Herrscher anerkannt, durchwandert Ihr sorgenlos Euer Reich; jeder Schritt, den Ihr thut, das heißt, jedes Werk, das Ihr schafft, wird angestaunt und bewundert. Ihr genießt die wahre Huldigung. Ihr besitzt ein unantastbares Reich, das des Genie's; während

die Könige dieser Erde, denen Gott die Krone aufs Haupt gesetzt, freudenlose Tage und schlaflose Nächte verbringen. So hoch ein Thron auch gestellt ist, fortwährend dringt das Gemurmel des Volks hinauf, denn das Auge des Verlangens und das Auge des Neides ist stets darauf geheftet. Glaubt es uns, Meister, Euch ward die reinste Krone, der glänzendste Thron zu Theil! — Doch kommt jetzt, laßt uns abbrechen, wir gerathen sonst in die Politik, so tief wie Richelieu."

Maria von Medicis erhob sich von ihrem Sessel und schritt vor Rubens her, um ihn zu ihrem Sohne zu geleiten. Die Königin fragte wenig nach Etikette, sie, eine Medicis, that wie ihre Vorfahren, und sprach jeden Bürger ohne Unterschied. Eine solche Herablassung befestigte sehr die Macht dieser Familie, anfangs geschah es aus Politik, später ward es zur Gewohnheit. Der geneigte Leser wird sich nach dem eben Erwähnten also nicht mehr über die gewissermaßen bürgerliche Einführung des Malers wundern.

Hätte Rubens indeß vor der jungen Königin, vor Anna von Oesterreich erscheinen müssen, dann hätte sich Alles anders gestaltet; die junge Ge-

mahlin des Monarchen hatte die spanische Etikette in ihrer ganzen Steifheit beibehalten. Sie befand sich zurückgezogen in ihren Zimmern, trübe und vernachlässigt, wie sie es immer war.

Maria von Medicis schritt mit dem berühmten Meister durch mehrere Säle, bis sie endlich vor einer kleinen Thür Halt machten. Einige Momente lang blieben sie dort ruhig, damit man ihre Ankunft nicht bemerke; dann hob die Königin plötzlich einen seidenen Vorhang empor, und Rubens, welcher dicht hinter ihr stand, konnte Alles gewahren, was im Zimmer vorging.

Der König saß auf einem Werktisch und war mit allem einem Tischler nothwendigen Geräth umgeben; er drehte eine kleine Büchse in seinen hohen Händen, die er so eben vollendet hatte.

„Wie befindet sich mein vielgeliebter Sohn?" fragte die Königin, als sie eingetreten war.

Der junge Monarch erhob beim Tone dieser ihm freilich wohlbekannten Stimme das Haupt in Verwunderung und erwiederte:

„Sehr wohl, meine Mutter, sehr wohl!"

Die Frage war von Seiten Maria's mit verstellter Freundlichkeit ausgesprochen worden, die Ant-

wort von Ludwig XIII. mit sichtbarer Kälte. Dies Zusammentreffen fand statt, nachdem sich Mutter und Sohn in zwei Jahren nicht gesehen hatte. —

„Sie sind bedeutend gewachsen, mein Sohn," bemerkte die Königin.

„Ihnen zu dienen, meine Mutter," lautete die kurze Antwort.

Der Zweck unseres Hierseyns, mein Sohn, ist: wir wollten selbst Ihnen einen großen Künstler vorstellen, der auf unseren Wunsch hierher nach Frankreich gekommen ist. Der Maler Rubens!"

„Seyd mir an meinem Hofe willkommen, Meister, sprach Ludwig XIII., von Zeit zu Zeit auf sein Gewehr blickend, seyd willkommen, wir kennen Euch schon dem Rufe nach und sind Euch in Gnaden gewogen."

„Ich weiß es dem Allmächtigen im Himmel Dank, entgegnete Rubens, indem er sich tief verbeugte, daß er es zuließ, daß mitten in den ernsten Regierungsgeschäften mein Name bis zu Eurer Majestät drang. Mein heißester Wunsch, mein innigstes Bestreben ging stets dahin, einen Theil meines Lebens und meiner Kunst diesem bevorrechteten schönen Lande zu widmen, welches Sie, Sire,

beherrschen, und ich danke Eurer Majestät, wenn Sie mir Ihre Zustimmung dazu verleihen." —

„Und Ihr werdet dieses unser Reich nicht verlassen, ohne ein Andenken von dem Beherrscher desselben mit Euch hinweg zu führen. Es wird Euch manches gefallen in unserer Hauptstadt, Meister, wählt Euch einen Gegenstand, den Ihr zu besitzen wünscht, und er soll der Eure seyn."

Der berühmte Maler verneigte sich wieder vor Ludwig XIII. und richtete dann einen verlangenden Blick auf das Gewehr, welches der König in seiner hohen Hand hielt; dieser bemerkte es und sprach lächelnd: „Ha, Ihr beschauet diese Büchse hier und wundert Euch darüber."

„Sire, ja! Und da denke ich denn so bei mir, daß, wenn ich Eurer Majestät irgend etwas geliefert habe und mir Dieselben einen Lohn dafür zuerkennen, ich das als das höchste Glück betrachten würde, wenn ich das Kleinod mein nennen dürfte, welches Eure Majestät jetzt in Ihrer hohen Hand halten." —

Rubens hatte die rechte Saite angeschlagen. Von diesem Augenblick an hatte er die vollständigste Gunst des Königs erlangt. Der junge Monarch näherte sich ihm und sprach: „Ihr seyd ein

arger Schmeichler, Meister, da nehmt Das für Eure Schmeichelei!" Und er überreichte dem großen Maler die kleine von königlicher Hand gefertigte Waffe.

Rubens küßte die Hand, welche Ludwig ihm entgegenstreckte, und nahm das Gewehr, das, er mußte es sich eingestehen, bewunderungswürdig gefertigt war.

„Kommt nun, Meister, sprach Ludwig und ergriff den Arm des Künstlers, wir wollen uns jetzt zusammen langweilen, wir wollen jagen. Adieu, meine Mutter," fügte er hinzu, doch ohne sich zu Maria von Medicis hinzuwenden.

Wenn dieser Beherrscher Frankreichs gemeinhin die Redeform gebrauchte: „wir wollen uns zusammen langweilen," so mußte Der, zu dem er sprach, sein Günstling seyn; und in der That führten Beide dann das Vorgeschlagene aus. Sie stellten sich in eine Fensterbrüstung und keiner sprach ein Wort; der König schwieg, also wagte es der Höfling nicht, zu reden, der Erstere gähnte wiederholt, der Hofcavalier that ein Gleiches, und so endete diese Partie de plaisir.

Den großen Meister aber, der jetzt an seinem

Hofe weilte, unterschied der junge Monarch sehr wohl von seinen Höflingen; er fühlte, daß die Anwesenheit des berühmten Mannes zu seiner Zerstreuung beitragen würde, und er wollte Nutzen daraus ziehen.

Der König durchschritt mit seinem Gaste mehrere Säle und begab sich dann mit demselben in den Hof des Louvre, wo er in einem Gebäude seine Falken aufbewahren ließ. Rubens mußte eintreten; der alte Wächter, ein treuer Diener Ludwigs, von dessen frühester Kindheit an, zeigte auf den Befehl des Königs alle verschiedenen Arten dieser Vögel, die trefflichen Geyer- und Lerchenfalken u. s. w. Der König nannte alle bei Namen und nahm zwei der schönsten auf seine Hand. —

„Seyd Ihr Jäger, Meister Rubens?" fragte der Monarch.

„Eurer Majestät zu dienen, ja," versetzte der Maler.

„Habt Ihr gute Jagden in Flandern?"

„Vortreffliche, Sire, und es ist eine meiner Lieblingsvergnügungen."

„Das sage ich mit. Für mich ist es die einzige Lust! rief Ludwig lebhaft. Habe ich keine

großen Jagden, bin ich mit den kleinen zufrieden; Ihr sollt mein Gefährte dabei seyn und eine Jagd mitmachen, so gering wie Ihr sie noch nie gesehen habt." —

So sprechend gab der König dem Maler einen Falken und schritt mit ihm aus der Falknerei.

Der Garten der Tuilerien war damals noch nicht Das, was er jetzt ist. Erst unter den späteren Regierungen wurden die Bäume geregelt und beschnitten. Zu jener Zeit bildeten sie mehr, da die Zweige in einander wuchsen, ein dichtes Gehölz, zu Träumereien einladende Alleen, auch gab sich der junge König in diesem geheimnißvollen Dunkel oft lange Zeit seinen Gedanken hin.

Der königliche Jäger wandte sich nun mit seinem Gaste dem Orte zu, wo er gewöhnlich zu jagen pflegte. Dort angelangt, vernahmen sie ein wunderliebliches Concert; die Vögelchen redeten jedes seine Sprache, und jubelten aus den grünen Schlössern, die Gott ihnen zur Wohnung bestimmte, fröhlicher ihren Dank zu ihm empor, als es die Großen der Erde aus ihren steinernen Schlössern thun, die die Menschen für sie erbauten.

Rubens schritt neben dem königlichen Jüng-

ling hin, der die Tischlerwerkstatt verlassen hatte, um Sperlinge zu schießen, und konnte sich des Gedankens nicht erwehren: ob diese neunzehnjährige Stirn dereinst stark genug seyn würde, um die auf sie vererbte Krone Heinrich IV. zu tragen.

„Noch einmal, Meister, begann der König, Ihr sagtet, Ihr hättet treffliche Jagden in Flandern?"

„Zu dienen, Eure Majestät! Gehölze voller Wildpret, große Ebenen! Ja, Flandern ist ein schönes Land, Sire, wenigstens für mich, ich liebe es als mein Heimathland über alle Maßen!"

„Ja, seht dagegen unsre Jagden!" rief Ludwig mit einem Seufzer. Er schritt neben dem Maler her, vergaß seines Falken und fing schon an, sich auch mit diesem zu langweilen; da flog plötzlich ein Vögelchen über den Kopf des Monarchen hin, Ludwig ward dadurch seinen Gedanken entrissen, er sandte seinen Falken nach, und nach einigen Minuten fiel das kleine Thier zu Boden.

„Nicht wahr, Meister, ein trauriges Vergnügen für einen König, sprach der jugendliche Jäger, indem er den todten Vogel aufhob, was aber sollen wir thun, wir müssen das Vergnügen nehmen, wie es sich uns darbietet. Ist das aber nicht ein

trefflicher Vogel — die Kokette? seht, Meister, keine Spur sieht man an dem todten Thiere. Die Wissenschaft, zu tödten, ohne daß man es bemerkt, haben die Menschen wohl von diesem Vogel gelernt. Es giebt viele, die große Geschicklichkeit darin besitzen." —

Als ob diese letzte Rede traurige Erinnerungen bei ihm erwecke, schwieg der König und senkte sein Haupt.

Der hohe Meister, welcher in seinem ruhmvollen Leben keine so finsteren Erfahrungen gemacht hatte, und ebenfalls auch für die Zukunft nicht so schwarze Schatten sah, betrachtete mit Theilnahme die jugendliche Gestalt des königlichen Jünglings, der viel beredter von Trauer und Schwermuth erzählte, als es Worte zu thun im Stande gewesen wären.

Noch einige Zeit strichen sie in den Tuilerien umher, dann begaben sie sich wieder zum Louvre, und der Maler verabschiedete sich von dem Monarchen, der, den todten Vogel in der Hand, schweigend, das Haupt gesenkt, wieder in seine Gemächer hinaufstieg.

Am anderen Tage ließ die Königin Mutter

den Meister nach dem Palast Luxembourg rufen und gab ihm selbst alle möglichen Auseinandersetzungen über die gewünschten Gemälde. Der Maler durchschaute die schlaue Frau sogleich, das Ganze sollte nur ihr Lob der Welt zeigen; als er diesen Zweck erkannt und ihre Aufträge verstanden hatte, blieb in Paris für ihn nichts mehr zu thun übrig, er verabschiedete sich bei den hohen Herrschaften und kehrte nach Antwerpen zurück.

Kaum in seiner Heimath angelangt, hatte er den Plan zu dem neuen großen Werke entworfen; es blieb ihm nur noch übrig, denselben in seinem Atelier auszuführen. Nun war es wahrlich mährchenhaft, wie dieses ungeheure Gedicht mit jedem Tage unter seinem Zauberpinsel weiterkam, wie alle diese Gestalten auf das Gebot des Meisters zum Leben erweckt wurden! Vierundzwanzig große Stücke Leinwand wurden leer in das Atelier des Malers geschafft — nach Verlauf von zwanzig Monaten waren sie belebt. Könige, Kardinäle, Königinnen, Götter, Sirenen traten dem staunenden Auge entgegen, eine ganz neu erstandene Welt!

Wenn man die großartige Composition dieses Riesengenie's anstaunt, bleibt man wie erstarrt vor

derselben; sie übersteigt jede Erwartung, jede Einbildungskraft; es scheint ein Wunder, daß unter dem Pinsel eines einzigen Mannes dies Alles hervorging; vor dieser Anhäufung von Meisterwerken verstummt man, wie vor jeder Unermeßlichkeit, man wagt keinen Laut zu äußern, aus Furcht, die ewige Poesie zu zerstören, welche daraus sich verbreitet.

Wie blickt unter allen diesen Königen, diesen Herzögen der unvergleichliche Genius des Malers hervor? Wie weiß er jedem den Platz zu verleihen, den er verdient! wie giebt er jedem ein anderes Leben! Wie ist die Gestalt der Maria von Medicis, welche sich durch die ganze Dichtung zieht, groß und imposant; bald in Schmerz versunken, bald glänzend in Pracht, immer aber schön. — Und das Gigantenwerk ward in zwanzig Monaten vollendet, das heißt: kaum in einer Zeit, deren ein anderer Maler bedarf, um irgend ein großes Bild zu erfinden und vollständig auszuführen. Es scheint übermenschlich! Wer die Meisterwerke angestaunt hat, wird uns beipflichten, in wessen Macht es steht, zu reisen und sie zu schauen, der säume nicht, keine Pilgerfahrt auf der ganzen Welt ist so lohnend.

Wir theilen dem geneigten Leser hier die Reihefolge der Gemälde mit:

Die drei Parzen bestimmen das Geschick der Medicis. Eine läßt der anderen behutsam den Lebensfaden zukommen, sie wenden die größte Vorsicht an, ihn nicht zu zerreißen.

Die Geburt der Königin zu Florenz im Jahre 1573. —

Heinrich IV., als er das Bild der Maria von Medicis empfängt. —

Der Großherzog vermählt sich, im Namen des Königs, durch Procuration mit seiner Nichte. —

Die Ausschiffung der jungen Königin zu Marseille, geschützt von allen Göttern und Göttinnen des Meeres.

Die Vermählung Heinrich IV. mit Maria. —

Die Geburt Ludwig XIII. zu Fontainebleau. Dies ist eines der wunderherrlichsten Gemälde der Sammlung; der Schmerz der Frau ist mit der Freude der Mutter in dem Antlitz Maria's unaussprechlich wahr vereinigt. —

Heinrich IV. vertraut Maria von Medicis die Regentschaft an. —

Die Krönung der Königin. —

Die Apotheose Heinrich IV. Der äußere Schmerz ist unvergleichbar auf den beiden Gestalten der Victoria und der Bellona ausgedrückt; die innere unnennbare Qual auf dem Antlitz Maria's.

Die Regierung der Königin. —

Die Reise der Maria nach der Brücke von Cé.

Der Austausch der beiden Prinzessinnen; Isabella von Bourbon, welche sich mit Philipp IV. und Anna von Oestreich, die sich mit Ludwig XIII. vermählen soll. —

Die Glückseligkeit der Regentin. —

Die Mündigsprechung des Königs. —

Die Königin entflieht nach dem Schlosse von Blois, wohin sie durch ihren Sohn verwiesen worden. —

Versöhnung der Maria von Medicis mit ihrem Sohne. —

Abschluß des Friedens. —

Zusammenkunft der Königin mit Ludwig XIII. —

Die Zeit läßt die Wahrheit triumphiren. —

Der große Meister reis'te nach der Vollendung dieser vortrefflichen Galerie sogleich nach Frankreichs Hauptstadt. Als die Königin diese Wunderwerke erschaute, ward sie wahrhaft geblendet. Sie war

gegenwärtig im Palaste Luxembourg, als Rubens den Gemälden ihre Plätze anwies. Sie verstummte vor solcher Herrlichkeit und fand erst nach geraumer Zeit die Sprache wieder, nur um den Maler daran zu erinnern, daß er ihr versprochen habe, eine zweite Sammlung folgen zu lassen. Diese sollte das Leben Heinrich IV. hinstellen. — Kaum hatte die hohe Frau dies Verlangen dringend ausgesprochen, als Rubens schon die neuen Skizzen entwarf.

Wir lassen jetzt den Maler auf kurze Zeit mit seinen schöpferischen Gedanken allein und betrachten eine neue Sonne, welche am französischen Hofe aufging und die Aufmerksamkeit allgemein in Anspruch nahm. Man sprach nur von dem neuen Ankömmling, denn er war in Frankreich unter einem goldenen Regen erschienen, wie Jupiter bei der Danae.

Es war der eleganteste Cavalier, der schönste und thörichtste Mann dreier Königreiche, von den Frauen vergöttert, von den Männern gehaßt und beneidet; mit einem Worte, es war der Herzog von Buckingham, der in der Seinestadt eingetroffen war.

Der Lord Rich war im vergangenen Jahre in Frankreich gewesen und hatte bei seiner Zurückkunft in London dem Herzog von Buckingham versichert, daß er in seinem Leben nichts Schöneres gesehen habe, als die junge Königin, Anna von Oestreich. Buckingham, der größte Sonderling seiner Zeit, beschloß, unverzüglich die Reise nach Frankreich anzutreten und Ludwig XIII. Nebenbuhler zu werden, der doch schon einen an Richelieu zählte.

Ein politischer Zweck mußte dem Günstling Carl I. als Vorwand dienen; er kam als Abgesandter, um Henriette von Frankreich, die Braut des Sohnes seines Souverains, nach England hinüber zu führen.

Der Herzog von Buckingham wurde von dem König und der Königin im Thronsaale empfangen; als er sich verneigte, um seine Beglaubigungsschreiben in die Hand des Monarchen niederzulegen, riß eine Schnur, die seinen Mantel zusammenhielt, und große ächte Perlen, 300,000 Francs an Werth, rollten in den Saal. Die Höflinge, ohne sich dessen zu schämen, bückten sich und sammelten die werthvollen Kleinode auf; so theuer bezahlte der

vornehme Engländer den ersten Blick Anna's von Oestreich.

Einige Tage später gab die Herzogin von Chevreuse einen glänzenden Ball, dem Gaste zu Ehren; um ihr seinen Dank abzustatten, sandte er ihr ein Collier von Diamanten, 100,000 Franks an Werth. Er beschloß, am Abend des Festes nicht von der Seite der Königin zu weichen.

Als die Königin aus ihrem Wagen gestiegen war, stützte sie sich auf den Arm der Herzogin, und schritt durch die Blumen-Parterres des Gartens. Ein Gärtner trat ihr entgegen und überreichte ihr ein Bouquett, wußte es aber so einzurichten, daß, als sie es nahm, seine Hand die ihre mit einem leisen Druck berührte; auch soll der Gartenarbeiter dabei einige Worte leise gesprochen und sich rasch entfernt haben. Das Gerücht verbreitete sich plötzlich, daß es der Herzog von Buckingham gewesen sey; man beeilte sich, ihm nachzuspüren, aber es war vergebens.

Zu derselben Zeit ward der jungen Königin eines Tages ein berühmter Magier gemeldet, der ihr die Zukunft enthüllen wollte. Sie reichte ihre schöne Hand dem vermeinten Greise, welcher ihr

so unerwartete, doch treffende Dinge vorhersagte, daß sie in Verwirrung gerieth. Es wird behauptet, daß sich ihrer eine große Angst bemächtigte, und sie ihre Fassung verlor, als sie bemerkte, daß die Stimme des Magiers und die des Gärtners eine und dieselbe war.

Der Herzog von Buckingham excellirte wahrhaft in der Kunst des schönen Tanzes, welche zu jener Zeit von Niemandem geringgeschätzt wurde. Er tanzte in einem Ballet mit solcher Geschicklichkeit und Grazie, daß der König und die Königin laut ihren Beifall zu erkennen gaben. Plötzlich aber war wieder der elegante Tänzer verschwunden, wie der Gärtner, wie der Magier verschwand; wahrscheinlich, um Costüm und Rolle zu wechseln.

Eine glänzende Maskerade fand statt, welche nichts weiter aussprechen sollte, als eine eminente Schmeichelei für den französischen Hof. Alle anderen Beherrscher der Erde, von den Prinzen und Hofcavalieren vorgestellt, hatten sich vereinigt, um dem Throne Frankreichs ihre Huldigung darzubringen. Die orientalischen Könige wurden von den Prinzen der regierenden Häuser im französischen Reiche dargestellt, nämlich von Lothringen, Rohan,

Bouillon, Chabot und Tremouille. Der junge Chevalier von Guise war der Bruder des Herzogs von Chevreuse; am Abend vor dem Maskenballe begab sich Buckingham zu diesem.

Als der erlauchte Gesandte zu dem Chevalier eintrat, saß derselbe in seinem Cabinet und zerbrach sich den Kopf, auf welche Weise er recht prächtig und elegant auf dem morgenden Feste erscheinen könne. Er war von allen Seiten in die Enge getrieben, denn es fehlte ihm am Gelde. Der Besuch Buckinghams schien ihm daher ein sehr glücklicher Zufall; und in der That stellte derselbe auch, als er seine Calamität vernommen, dreitausend Goldstücke zu seiner Verfügung und versprach ihm, ihm die Diamanten der Krone Englands, die Jakob III. dem Repräsentanten bei der Vermählung anvertraut hatte, zu leihen.

Es leuchtete dem Chevalier von Guise ein, daß der edle Herzog ihm nicht einen so glänzenden Vorschlag machen würde, ohne seinerseis etwas dafür zu verlangen; er betheuerte also dem Gesandten, daß er dagegen mit Leib und Seele zu Gegendiensten bereit sey, und daß er ihm ja Gelegenheit geben möge, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen.

„Nun wohl! rief Buckingham, eine solche Gelegenheit ist gleich zur Hand. Glauben Sie mir einigen Dank schuldig zu seyn, lassen Sie mich morgen beim Balle einen Theil des Abends Ihre Stelle einnehmen. So lange der Groß-Mogul, den Sie repräsentiren werden, die Maske vor dem Gesicht haben muß, will ich ihn darstellen, wenn er sich demaskiren muß, sind Sie's. Sie essen und trinken, ich tanze. Wir zwei machen nur eine Person aus. Willigen Sie ein?"

Der Chevalier von Guise war aus einer viel zu großen Verlegenheit gerissen, als daß er nicht in jede Bedingung eingegangen wäre; die kleineren Details wurden verabredet, und die beiden Herren trennten sich, jeder mit dem anderen zufrieden. —

Am anderen Tage wurde Alles so ausgeführt, wie man es sich vorgenommen hatte. Bis zum Souper blieb Alles maskirt, Buckingham war also der Groß-Mogul im prächtigsten Costüm, der Chevalier sein Schwertträger. Als aber das glänzende Mahl begann und jeder die Maske ablegte, wurden die Rollen gewechselt, der Sclave wurde Herr. Nach dem Souper, als man sich wieder

maskirte, fand ein neuer Kleidertausch statt, und Buckingham war wieder der Groß=Mogul. —

Um vier Uhr Morgens zogen sich die höchsten Herrschaften zurück. Als die Königin in ihren Wagen steigen wollte, eilte ein Lakei in der Livree des Connetable's herbei, beugte ein Knie, und statt den Fußtritt der Kutsche herabzulassen, hielt er seine Hand hin. Die Königin trat darauf, er drückte den kleinen Fuß, wie der Gärtner die Hand gedrückt hatte; die Königin, obgleich durch derartige Verkleidungen oft überrascht, stieß unwillkührlich einen Schrei aus; man eilte herbei, die Königin saß ruhig im Wagen — der Lakai war verschwunden.

Einige Tage nach dem Maskenballe besuchte der Herzog von Buckingham die Galerie, in der Rubens Meisterwerke ausgestellt waren. Er fand dort den berühmten Maler, den er mit Lobeserhebungen überhäufte, ihn mit den schmeichelhaftesten Namen benannte, seinen Arm ergriff, mit ihm auf und abschritt, und die Schöpfungen des Meisters bewunderte. Was sie später mit einander verabredeten, weiß man nicht, doch bemerkte man kurze Zeit nachher, daß der englische Gesandte in seinem Cabinet ein sprechend ähnliches Bild

Anna's von Oestreich hatte, das von Meisterhand gefertigt war.

Von dieser Zeit an herrschte eine vertraute Freundschaft zwischen dem Herzog von Buckingham und dem unvergleichlichen Künstler. Das feine vornehme Benehmen des Cavaliers paßte ganz zu dem eleganten, liebenswürdigen Betragen des Meisters.

Seltsame Gerüchte verbreiteten sich zu jener Epoche in Frankreichs Hauptstadt. Ein Gespenst solle im Louvre umgehen; eine weibliche Gestalt, eine weiße Frau sich dort erblicken lassen. Viele Diener hatten dies Phantom erschaut und die Flucht ergriffen.

Eines Abends spät schlich dies furchtbare Gespenst, mit einem Todtenkopf auf der Brust, bis in die Nähe der Gemächer der Königin. Ein scharfer Beobachter, dem die Furcht nicht den Verstand geraubt hätte, würde bemerkt haben, wie die Hand einer ältlichen Dame dem Geiste eine Thür erschloß und ihm den Einlaß in ein Zimmer gewährte, in dem sich Anna von Oestreich befand. Dort angelangt, flog die Kappe vom Gesicht, Buckingham lag zu den Füßen der jungen Königin,

die Frau von Chevreuse, welche zugegen war, hatte ihm den Weg gezeigt.

In diesem Moment verließ der König mit Baraddes, der ihm Gesellschaft geleistet hatte, noch einmal sein Zimmer; Bertin, der Kammerdiener der Königin, glaubte, er wolle sich zu seiner Gemahlin begeben, und benachrichtigte die Herzogin von Chevreuse davon. Die Verwirrung ward allgemein, die weiße Frau entfloh in aller Geschwindigkeit.

Aus England lief die Nachricht ein, daß Jakob VI. gestorben sey und Carl I. den Thron bestiegen habe. Buckingham bekam mit dieser Kunde den Befehl, die Vermählung zu beschleunigen. Richelieu, der genau wußte, was vorging, wünschte nichts sehnlicher, als den Herzog von Paris zu entfernen, er schrieb an den Pabst, daß, wenn derselbe nicht die Dispensation einsende, die Heirath ohne sie vollzogen werden solle; so sehr lag dem Cardinal daran, sich von einem Nebenbuhler zu befreien.

Die Dispensation vom heiligen Vater traf ein und die junge Königin reis'te mit ihrem provisorischen Gemahl nach Amiens ab.

Kurze Zeit vorher hatte der Herzog von Buckingham noch eine Unterredung mit Rubens; der Meister sollte noch einmal mit in die Politik verwikkelt werden.

„Ich weiß, Rubens, begann der Gesandte, daß Ihr das völlige Vertrauen der Erzherzogin genießt; eben so weiß ich auch, daß man Euch jede Mission anvertrauen kann, denn ihr führt dieselbe eben so geschickt aus, als Eure Bilder; ich trage Euch daher auf, sie wissen zu lassen, daß ich den Wunsch ausgesprochen hätte, die Mißhelligkeiten aufgehoben zu sehen, welche schon so lange zwischen den Kronen Spaniens und Englands obwalten."

„Das wird leicht ins Werk zu richten seyn, erlauchter Herr, entgegnete Rubens, doch ehe ich Euren Auftrag ausführe, gestattet mir die Gunst, Euch einen Rath zu ertheilen."

„Und der wäre?"

„So schnell als wöglich abzureisen."

„Weshalb das, Meister?"

„Weil Paris nicht länger ein sicherer Aufenthalt für den Herrn Herzog ist."

„Ich bin unantastbar in meiner Eigenschaft als Gesandter," entgegnete Buckingham lächelnd.

„Als der Herzog von Buckingham, als Gesandter und Stellvertreter Carl I., allerdings, bemerkte Rubens, als Mann, als Nebenbuhler Richelieu's ist Alles zu fürchten. Wenn der öffentlichen Rache die Hand gebunden ist, wirkt der geheime Haß, und der Dolchstoß in den Straßen von Paris ist leicht dem Manne beigebracht, den man im Moment für einen Dieb gehalten, und der doch nur ein Verliebter war. Selbst Euer Souverain, gnädigster Herr, kann dergleichen nur als einen unglücklichen Zufall betrachten. Beeilt, Herr Herzog, die Vermählung, die Abreise! Was ich befürchte, wäre vielleicht längst eingetroffen, wenn die Leute im Louvre nicht so bang vor Gespenstern wären."

„Seltsam genug, versetzte Buckingham, ich habe gerade gestern in einem Schreiben denselben Rath bekommen, den Ihr, Meister, mir heute mündlich gebt. Da les't einmal." — Bei diesen Worten übergab ihm der Gesandte ein Billet. —

Rubens überlas rasch die Zeilen. „Ihr seht, Herr Herzog, diese Zeilen gehen viel weiter, als ich; ich gab nur den Rath, sie sprechen aber gewissermaßen eine Prophezeihung aus."

„Wer kann sie geschrieben haben?"

„Es ist die Hand einer Dame."

„Vielleicht Frau von Chevreuse?"

„Sehr möglich," versetzte Rubens.

„Die würde es mir mündlich mitgetheilt haben."

Eine Pause trat ein. Beide Sprechenden blickten einander an, denn Beide waren offenbar von einem und demselben Gedanken erfaßt; doch wagte Niemand, seine Meinung laut werden zu lassen; der Herzog wollte nicht zu eitel erscheinen, der Maler nicht zu indiscret, sonst hätten Beide den Namen der Königin genannt.

Buckingham unterbrach zuerst die Stille wieder. „Ich will den Doppelrath befolgen, Meister, sprach er, und in einigen Tagen abreisen. Ich habe indeß von Euch, Rubens, ehe ich Frankreich verlasse, noch ein Opfer für mich zu fordern — ich will es Euch aber nicht selbst aussprechen — denn ich muß Euch die völlige Freiheit lassen, es mir abzuschlagen. Ich werde es Euch wissen lassen, wenn Ihr zurück in Antwerpen seyd."

„Ich bin ganz zu Eurem Dienste, erlauchter Herr, erwiederte Rubens ehrerbietig, ich sowohl, wie mein Pinsel, wir erwarten Eure Befehle."

„Nun, wir wollen sehen! rief der Herzog, lebt

wohl, Meister, und vergeßt nicht meinen Auftrag an die Erzherzogin."

„Der wird pünktlich besorgt, antwortete der Maler, seyd dessen versichert, erlauchter Herr, und gehabt Euch wohl." —

Einige Tage nach diesem Gespräch reiste der Herzog von Buckingham, wie wir schon bemerkten, mit der jungen Königin und ihrem Gefolge nach Amiens ab. — Rubens seinerseits begab sich nach seiner Heimath, nach Antwerpen, zurück.

Obgleich in späterer Zeit noch einzelne Beziehungen zwischen dem englischen Herzog und dem holländischen Maler stattfanden, sahen sich die beiden Genannten doch niemals wieder.

Wir, die wir blos die Geschichte des unerreichten Meisters erzählen, wir würden Buckinghams nicht weiter erwähnen, wenn wir nicht, um das Kecke, Gewagte in seinem Betragen in das rechte Licht zu stellen, seines letzten Aufenthalts in Amiens gedenken müßten.

Als die drei Königinnen: Maria von Medicis, Anna von Oesterreich und Henriette in Amiens eingetroffen waren, bezog jede ein anderes Hotel, weil man kein Gebäude groß genug fand, um alle

drei aufzunehmen. Anna, die junge regierende Königin, bewohnte das geräumigste, die Gärten desselben zogen sich bis zum Flusse hinab; bei ihr versammelten sich jederzeit die andern Prinzessinnen, und also der übrige Hof.

Buckingham lag daran, die Abreise nach Amiens zu verzögern, wie er die Vermählung in Paris in die Länge gezogen hatte; Feste wurden daher auf Feste angeordnet, der Geist des verliebten Herzogs war ungemein erfinderisch in dieser Hinsicht. Die Damen verbrachten die Zeit viel angenehmer als im Louvre; die Ungezwungenheit wurde noch gesteigert, da der König und der Cardinal sich zurück nach Fontainebleau begeben mußten.

Die Königin machte gern Spaziergänge, Buckingham war ihr steter Begleiter. Eines Abends durchschritt sie die langen dunklen Alleen des Gartens, nur von dem Lord Rich und der Herzogin von Chevreuse gefolgt. Plötzlich waren die Vorangehenden verschwunden. Erst nach geraumer Zeit kam die Königin wieder zum Vorschein, bleich und heftig bewegt, sie behauptete, ihren Führer verloren und ihn gesucht zu haben.

Am anderen Tage reiste der Herzog nach Bou-

logne ab. Anna äußerte unumwunden zu ihren Damen, wie sie sich freue, von dem Ueberlästigen befreit zu seyn; nichtsdestoweniger erschien er nach drei Tagen wieder im Palaste, warf sich, trotz der Anwesenheit ihrer Ehrendamen, der Königin zu Füßen und überhäufte sie mit den zärtlichsten Ausdrücken.

Anna, von dieser Dreistigkeit in Schrecken gesetzt, befahl ihm, unverzüglich abzureisen, und schenkte ihm zum Andenken zwölf Nesteln von Diamanten, welche sie auf dem Balle der Herzogin von Chevreuse getragen hatte, und die ein Geschenk des Königs waren. Am anderen Morgen gab sie dem Herzog, in Gegenwart des ganzen Hofes, eine Abschiedsaudienz.

Drei Tage nachher war Buckingham nicht mehr in Frankreich.

Der Cardinal Richelieu, welcher von der Scene im Garten Kunde bekommen hatte, berichtete dieselbe dem König. Dieser beschloß, ein strenges Verhör dieserwegen anzustellen. Frau von Chevreuse hatte sich seiner Ungnade entzogen, sie war mit dem Lord Rich nach London gegangen.

Der Cardinal wußte es dem König zu hinterbringen, daß, wie er durch Frau von Chevreuse er-

fahren, in dem Schmucke der Monarchin die zwölf Brillantnadeln fehlten, und dies Geschenk des königlichen Gemahls sich ohne Zweifel in den Händen des Herzogs befinden würde. Ludwig XIII. forderte Beweise.

Richelieu schrieb an Lady Clarik, eine gewesene Geliebte Buckinghams, sie möge doch ihren ganzen Einfluß bei dem Herzog aufbieten, zwei dieser Nadeln zu erlangen. Wären dieselben in ihrem Besitz, solle sie sie ihm senden und dafür 50,000 Francs in Empfang nehmen.

Einige Wochen später erhielt der Cardinal das Gewünschte. —

Der König begab sich nun eines Tages zu seiner Gemahlin und theilte ihr die Kunde mit, daß die Schöffen von Paris im Stadthause einen glänzenden Ball geben würden, daß sie zugegen seyn wollten und daß Anna, um in ihrem ganzen Schmucke zu erscheinen, auch die Nesteln von Brillanten tragen möge.

Die Königin entgegnete — daß Alles nach den Wünschen Seiner Majestät eingerichtet werden sollte.

Der Tag des Balls erschien. Um eilf Uhr Abends meldete man die Ankunft der Königin.

Aller Augen richteten sich auf die mit jedem Reize begabte hohe Frau; der König trat ihr ganz nahe und sagte ihr einige schmeichelhafte Worte. Bei dieser Gelegenheit forschte er nach den Nesteln; wer schildert seine Ueberraschung, auf der Schulter und am Busen Anna's glänzten alle zwölf — und doch waren zwei derselben in seinem Besitz! — Der Cardinal stand da wie vernichtet.

War Richelieu ein schlauer Politiker, so war dagegen Buckingham rasch in seinem Thun, und hatte unbegrenzte Macht. Die Sache mit den Brillanten verhielt sich demnach folgendermaßen:

Als der Herzog bemerkte, daß zwei der ihm sehr werthen Nesteln fehlten, glaubte er zuerst an einen gewöhnlichen Diebstahl; nach einiger Ueberlegung indeß fürchtete er nichtswürdigen Verrath. Er ließ zuvörderst den Schiffscapitainen bei Todesstrafe verbieten, unter Segel zu gehen; dann bestellte er bei seinem Juwelier zwei Nesteln, ganz wie die übrigen zehn, mit dem Bemerken, daß er das Doppelte dafür zahlen wolle, wenn er sie recht schnell anfertigte. Alles gelang vortrefflich; zwölf Stunden vor der Einladung des Königs be-

fanden sich die Brillanten wieder in den Händen seiner Gemahlin. —

Jetzt verlassen wir diesen Hof: Ludwig XIII., Maria von Medicis, Richelieu und Anna von Oestreich, und wenden uns wieder zu unserm Meister Rubens.

Als derselbe zu Brüssel eingetroffen war, richtete er sogleich den Auftrag des englischen Gesandten an die Erzherzogin ins Werk. Diese Dame war eine Spanierin, hatte also großes Interesse an Allem, was Philipp IV., der seit drei Jahren den Thron bestiegen, mit Carl I. abschloß. Sie bat Rubens, in einem Briefwechsel mit Buckingham zu bleiben, während sie die Befehle des Königs von Spanien einholen wollte.

Nach einiger Zeit schrieb der Herzog an Rubens und forderte nun schriftlich das Opfer von diesem, das er mündlich auszusprechen nicht gewagt hatte; er wünschte nämlich, daß der große Meister ihm Gemälde aus seiner herrlichen Galerie verkaufe. Ein Kenner, Namens Blondel, überbrachte dem Maler dieses Schreiben und verwandte dabei seine ganze Beredsamkeit, um den Meister zu diesem Verkauf zu bestimmen. Es gelang endlich, und

große Meisterwerke gingen in den Besitz des Herzogs von Buckingham über. Nach einigen Jahren hatte Rubens die Lücken wieder völlig ergänzt.

Aus dieser Zeit stammen wieder die unvergleichbarsten Schöpfungen des Meisters.

„Eine Anbetung der Hirten, die Enthauptung Johannes des Täufers, eine Kreuzigung, eine Auferstehung" und viele Andere.

Nach Beendigung dieser Arbeiten verlor Rubens seine Gattin. Ein Grabmal umschloß nun die beiden theuern Wesen, die er auf dieser Welt so unaussprechlich geliebt, und die ihm Gott genommen hatte. Er kniete wieder am Sarge seiner Mutter, um diejenige ebenfalls dorthin zu betten, die ihn über den Verlust der Ersten getröstet hatte. Der Meister verließ endlich die Stätte, wo seine Theuren ruhten — sein Schmerz war unbeschreiblich.

Er reiste nach Utrecht, wo er seinen Freund Cornelius Poelenburg besuchte; blieb dort einige Zeit, schenkte demselben ein schönes Gemälde und begab sich dann nach dem Haag. In jeder Stadt ließ er der Kirche ein Gemälde und den Armenanstalten Almosen.

Zu dieser Epoche beschäftigte sich der große Meister ebenfalls wieder mit der Politik, er besorgte Missionen für die Infantin Isabella; und die höchsten regierenden Häupter legten oft ihr Interesse in seine Hände. Wir bewundern nur den unvergleichbaren Maler, das colossale Genie; aber Vincent von Gonzaga, die Erzherzogin Isabella, Buckingham, Philipp IV., Carl I., schätzten in ihm den gewandten, umsichtigen Diplomaten, den sie bald mit Sehnsucht, bald mit Angst, doch immer mit Enthusiasmus willkommen hießen; denn brachte der Gesandte auch nicht immer günstige Nachrichten, der Künstler ließ nichts zu wünschen übrig.

Es war die Zeit der Günstlinge: Buckingham in England, Richelieu in Frankreich, Olivarez in Spanien, und, als ob Rubens dereinst prophetisch gesprochen hatte, der neue spanische Minister versprach der Regierung Philipp IV. Glanz zu verleihen, obgleich er mit dem Minister Carls I. und Ludwigs XIII. nicht auf gutem Fuße stand. Der König hatte von den Unterhandlungen zwischen Rubens und Buckingham Kunde erhalten, und er wünschte also, die in Frankreich begonnenen Negociationen fortzusetzen. Die Infantin Isabella glaubte

also keinen besseren Abgesandten wählen zu können, als unseren Maler, der auch wirklich, hinlänglich mit Instructionen versehen, nach Madrid abreiste. Thorheiten, welche Buckingham in Spanien begangen hatte, mußte Rubens wieder ausgleichen. Der englische Günstling hatte sich genöthigt gesehen, plötzlich Philipp IV. Hof zu verlassen; höchst wahrscheinlich waren dort eben solche Gründe vorhanden, wie am Hofe Ludwigs XIII. In Spanien war es freilich keine Königin, der er seine dreiste Liebeserwerbung zuwandte, es war die Herzogin von Olivarez, deren Gemahl, als er von Richelieu's Liebe zur Königin Anna von Oesterreich hörte, ganz einfach äußerte: „man muß den Cardinal umbringen lassen;" dieser war ganz sicher im Stande, auch Buckingham aus dem Wege zu räumen. Die Gesandtschaft, welche Rubens unternahm, war daher doppelt wichtig, er mußte nicht allein einen eifersüchtigen Mann, sondern auch einen mächtigen Staatsmann zufrieden stellen. —

Im Monat September des Jahres 1627 langte Rubens in Madrid an. Er bat den König um eine Audienz, der ihn in seinem Cabinet mit seltener Auszeichnung empfing. Rubens setzte nun

dem Monarchen den Zweck seiner Sendung mit großer Klarheit und Umsicht auseinander. Philipp IV. bewunderte eben so sehr die diplomatischen Kenntnisse des Künstlers, wie es vor zwanzig Jahren der Herzog von Mantua gethan. In einer zweiten Audienz bei der spanischen Majestät traf Rubens den Günstling, den Herzog von Olivarez; auch der Letztere erstaunte über die ausgebreiteten Kenntnisse in der Staatskunde, welche der große Meister an den Tag legte. —

Wenn ihn nicht die Angelegenheiten der Staaten an den Hof riefen, war Rubens emsig beim Malen beschäftigt. Er copirte zwei treffliche Gemälde von Titian, „die Entführung der Europa" und „Diana im Bade;" die Originale wollte der König dem Herzog von Galles schenken, der sie sehr bei seinem letzten Besuche in Spanien bewundert hatte. Es ging die Rede, daß er mit der Infantin sich vermählen würde; diese Pläne aber zerschlugen sich und die Originale sowohl, wie die Copieen der Bilder, blieben in Spanien.

Der große Meister lebte achtzehn Monate in Madrid. Als diese Zeit verstrichen war, händigte ihm der König Creditbriefe ein und gab ihm In-

structionen an den Hof von London. Als einen Beweis seiner Gnade und Anerkennung schenkte der Monarch dem Künstler einen kostbaren Brillantring und zwölf wunderbar schöne Pferde. Rubens ging erst nach Brüssel, stattete der Erzherzogin Bericht von seiner Gesandtschaft ab und begab sich dann nach London.

Der Herzog von Buckingham war ebenfalls nach Englands Hauptstadt zurückgekehrt. Die Vermählung des jungen Königs mit der Prinzessin Henriette war vollzogen worden, und der Haß gegen den königlichen Günstling sprach sich allgemein und unumwunden aus. Bald fand sich ein obscurer Mensch, welcher den allgemeinen Widerwillen in einen Dolchstoß vereinte und dem Leben des Herzogs ein Ende machte.

Unser Meister Rubens kannte nun Niemand in London, und da seine Mission die größte Geheimhaltung verlangte, suchte er auch keine Bekanntschaften. Er wünschte, dem Kanzler Cottington einen Besuch abstatten zu dürfen und erhielt die Erlaubniß dazu. Dieser Minister, welcher das eminente Talent des Malers schon so hoch stellte, bewunderte nun auch das gebildete, feine, geistreiche

Benehmen desselben. Er sprach darüber mit Carl I., der dann sogleich den Wunsch äußerte, den Künstler kennen zu lernen.

Wie Philipp IV. in Spanien, so empfing Carl I. den großen Meister überaus huldvoll. Der Monarch war von milder, sanfter Sinnesart, und liebte die Kunst und die Künstler ungemein.

„Ihr habt viele Reisen schon unternommen, Meister, sprach er zu Rubens, wir schätzen uns glücklich, daß Ihr unser Land nicht von Eurer Wanderung ausgeschlossen habt."

„Sire, schon längst war es mein Wunsch, nach England zu kommen. Auch hatte ich es dem Herzog von Buckingham versprochen, als ich ihn im Jahre 1624 in Paris traf."

„Ihr habt den Herzog von Buckingham also gekannt, Rubens? fuhr der König mit einem Seufzer fort; es war zu Zeiten ein Narr, doch immer ein edles Herz, nicht wahr?"

„Er war so, wie Ew. Majestät bemerken."

„Ich habe oft für ihn gekämpft!" — — Bei diesen Worten erhob sich der Monarch und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, dann trat er wieder zu dem Maler.

„Ihr seyd erst vor Kurzem in London eingetroffen, Meister?" fragte Carl I.

„Seit drei Tagen, Sire!"

„Ihr kamt von Brüssel?"

„Wo ich mich auch nur einige Tage aufgehalten habe, Sire! Denn ich komme aus Spanien, und beeilte mich, in Ew. Majestät Staaten einzutreffen."

„Und welche Veranlassung hatte diese Eure Sehnsucht nach unserm Königreiche?" fragte der König lächelnd.

„Eine sehr natürliche Eitelkeit, Sire," entgegnete Rubens bescheiden.

„Und welche?"

„Ich wünschte Ew. Majestät hohe Person zu sehen und hoffte auf die Vergünstigung, Sire, daß Sie es mir gestatten würden, einen Tribut meiner Kunst in England zu lassen."

„Ihr sollt zuvörderst unser Portrait malen, Meister Rubens, sprach der König mit Herablassung, was Ihr sonst von Euren Gemälden in England lassen wollt, wird uns angenehm seyn, wir nehmen Alles, versteht mich, wie Könige zu nehmen pflegen," fügte er gütig hinzu.

„Das ist mehr als ich wünschen konnte, Sire, ich beklage, Spanien nicht eher verlassen zu haben."

„Ist Spanien kein gastfreies Land?"

„Im Gegentheil, Sire, Ew. Majestät wird sich noch erinnern — —"

„Dank es den Thorheiten Buckingham's, unterbrach der König hier den Maler, wir wurden gezwungen, das Land schneller zu verlassen, als wir dorthin gekommen waren. Man hat es dem Herzog immer zum Vorwurf gemacht, daß er uns mit Philipp IV. entzweite."

„Vielleicht währt dieser Zwist nicht mehr lange, bemerkte Rubens, um das Terrain zu sondiren, ich glaube, daß Seine Majestät Philipp IV. nichts als ein Vergessen Ihrerseits wünscht."

„Beschäftigt Ihr Euch auch mit Politik, Meister?"

„Zuweilen, Sire!"

„Und die Kunst leidet nicht darunter?"

„Im Gegentheil, sie gewinnt dabei, Eure Majestät. Ihr verdanke ich, daß ich Seiner Majestät Philipp IV. näher kam und für ihn Gemälde fertigte. Diesem Monarchen verdanke ich es wieder, daß ich hier bin, daß ich nun das Glück haben werde, Eurer Majestät Portrait zu malen."

„Ihr seyd also nicht einzig des Malens wegen hergekommen, Meister?"

„Ein klein wenig als Maler, zum größten Theile aber als Gesandter."

„In der That? fragte Carl I., indem er Rubens freundlich anblickte. So redet, Herr Gesandter, redet, ich höre Euch zu."

„Mit Vergunst also, Eure Majestät. Ich habe von Seiner Majestät König Philipp IV. Instructionen für Eure Majestät empfangen. Der lebhafteste Wunsch des Hofes von Madrid besteht darin, die Feindseligkeiten beizulegen, welche zwischen ihm und dem Hofe von London obwalten. Ich würde mich für ungemein geehrt und glücklich schätzen, Sire, sprach Meister Rubens, wenn Eure Majestät mich mit Aufträgen in dieser Hinsicht zu versehen geruhen wollten."

„Das ist schon ein glücklicher politischer Act des Königs von Spanien, erwiederte der Beherrscher Englands, daß er einen so ausgezeichneten Gesandten gewählt hat. Er wußte es wohl, er konnte mir keinen wertheren senden. Verfügt Euch zu unserm Minister Cottington, Rubens, unter-

handelt mit ihm, vor allen Dingen aber vergeßt unser Bildniß nicht." —

Der außerordentliche Mann machte sich wieder an sein Doppelgeschäft; er leitete die verwickelten Auseinandersetzungen der Diplomatie, und schuf Meisterwerke der Kunst.

Nach zwei Monaten blieb ihm in London Nichts mehr zu thun übrig. Er hatte gegen zwanzig Gemälde geschaffen: acht Gegenstände aus dem Leben Achills — eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau — einen St. Georg — die Portraits des Königs und der Königin, und neun große Bilder am Plafond zu White-Hall, die Haupthandlungen aus dem Leben Carls I. darstellend. Das leistete der Maler. Der Friedenstractat zwischen den beiden Ländern ward von den beiden Königen unterzeichnet, dies war das Werk des Diplomaten.

Der Beherrscher Englands wollte den großen Meister nicht ziehen lassen, ohne ihm auf würdige Weise seine Werthschätzung zu beweisen. Er schlug denselben, ganz gegen den Gebrauch, im öffentlichen Parlament zum Ritter, überreichte ihm den mit Diamanten reich besetzten Degen, mit dem die Ceremonie vollzogen worden war und fügte dem Wap-

pen des großen Malers einen goldenen Löwen zu. Als Rubens, um Abschied zu nehmen, sich zum Monarchen verfügte, zog dieser einen kostbaren Brillantring von dem eigenen Finger und steckte ihn an den des Meisters, schenkte ihm die Brillantschnur seines Hutes, welche über 10,000 Thaler werth war, und hing ihm eine schwere Goldkette um den Hals, mit dem königlichen Bilde versehen.

So belohnten damals Könige die Künstler!

Der unvergleichbare Meister reiste nun wieder nach Brüssel ab, wo er sogleich der Erzherzogin das Resultat seiner Mission vorlegte. Dann begab er sich nach Madrid, wurde dort ebenfalls zum Ritter geschlagen, und kehrte endlich nach Antwerpen zurück, mit Geschenken und Ehren überhäuft, doch von dem vielen Reisen erschöpft.

Von diesem Zeitraum an gerechnet, war die politische Laufbahn des Künstlers fast als beendigt anzusehen; eine kleine Mission nach dem Haag und eine andere an Maria von Medicis und an Monsieur, welche sich Beide nach Brüssel geflüchtet hatten, ausgenommen. Seit Rubens Abreise aus Frankreich hatten sich dort die Dinge wieder anders

gestaltet. Richelieu's Einfluß war mächtig. Der Streit zwischen Mutter und Sohn loderte wieder heftiger auf unter dem verderblichen Hauche des Ministers; Maria von Medicis hatte sich gezwungen gesehen, den Hof zu verlassen und sich nach Compiegne zu begeben, wo Ludwig XIII. sie wie im Gefängnisse hielt; später flüchtete sie, wie schon erwähnt, nach Brüssel.

Nach Antwerpen zurückgekehrt, sehnte sich Rubens nach einer ruhigen Häuslichkeit; er verheirathete sich also zum zweiten Male und wählte zur Gattin Helene Fromant. Er war dreiundfunfzig Jahre alt, und man hätte glauben sollen, daß er sich endlich, nach so vielen Arbeiten und erschöpfenden Reisen Ruhe gegönnt hätte; keineswegs. Diese Organisation war vom Schöpfer bevorrechtet, sie verlor nichts an Kraft. Das erste Bild, welches Rubens nach seiner Zurückkunft in Antwerpen schuf, überstrahlte an Vollendung fast alle Uebrigen. Es stellte Christus dar, wie er unter der Last des Kreuzes fast erliegt. Er malte dasselbe in sechzehn Tagen.

Als der letzte Pinselstrich daran gethan war, kamen die frommen Brüder der Abtey von Afhilig-

hem, die es beordert hatten, und nahmen es in Augenschein. Als der Meister ihnen den Preis dafür nannte, machten sie Schwierigkeiten und meinten: die Zeit der Arbeit wäre allzu kurz gewesen, als daß sie eine solche Summe bezahlen könnten. Rubens behielt das Bild und gab ihnen ein geringeres: „Die Wunder des heiligen Benedict," für ihre Abtey.

Der Maler war wieder über alle Maßen fleißig. Er lieferte ein großes Bild in acht Tagen. Immer dieselbe Kraft, immer dieselbe Poesie! Der Mann alterte, der Maler blieb jung. In den Jahren, wo der Gedanke sich schon in Erinnerungen verliert, wo der Körper seine Spannkraft, seine Energie schwinden sieht, wo die Einbildungskraft nicht mehr glühend ist, in diesem Alter hatte Rubens Nichts von dem allen eingebüßt; er war eben so reich im Erfinden, eben so groß, so unerreichbar in der Ausführung. Jeder Ort, der nur eine Kirche, jede Stadt, welche einen Palast aufzuweisen hat, will, wenn auch nur ein Bild, von dem Zauberpinsel des Meisters besitzen! Man drängt sich zu seinem Atelier, man streitet sich um den Besitz der trefflichen Werke. Um allen Nachfragen zu genügen,

um das Unangenehme des Preisbestimmens gehoben zu sehen, setzt er die Preise nach dem Maße, ein solches Maß kostet so viel, ein größeres so viel.

Wie das leicht begreiflich ist, machte diese Art, sich bezahlen zu lassen, großes Aufsehen.

Die Neider und Kritiker schrien. Also war endlich das Ideal im Sinken — er verkaufte sein Genie maßweise, er speculirte mit seiner Kunst; den die ganze Welt bewunderte, er fängt an, sich selbst herabzusetzen! Himmel, was ist aus dem Meister geworden!

Dies Geschrei verhallte wie das Gekrächz vorüberziehender Raben. Rubens verkaufte seine Schöpfungen nach wie vor; wir staunen dieselben noch jetzt, nach Jahrhunderten, an.

Man machte dem Meister auch noch den Vorwurf, daß er seine Schüler zu viel mit arbeiten lasse. Das thaten alle großen Maler. Van Dyk ausgenommen, hat irgend einer derselben etwas geleistet, das man hätte mit den Werken Rubens vergleichen können? Und was wären sie gewesen ohne ihn?

Die Erzherzogin Isabella starb. Rubens war, wie alle großen Seelen, dankbar für den Schutz,

den sie ihm hatte angedeihen lassen, er betrauerte sie demnach aufrichtig.

Philipp IV. wurde durch den Tod dieser seiner Tante Herr der Niederlande; er übertrug die Regierung derselben dem Prinzen Ferdinand, seinem Bruder, der nach dem Siege bei Nordlingen im Jahre 1633 davon Besitz nahm.

Als der Prinz seinen Einzug hielt, mußte er wie ein König empfangen, wie ein Sieger geehrt werden. Die Stadt Antwerpen trug es dem Meister Rubens auf, für den neuen Regenten etwas wahrhaft Prächtiges zu liefern. Dieser machte sich auch sogleich an die Arbeit, und nie noch vielleicht hatte der Künstler sein großes Genie in dessen ganzem Umfange und auf so glänzende Weise entfaltet. Architectur, Malerei und Decorirung im herrlichsten Verein, dazu die höchste Poesie! Zwölf Triumphbogen wurden aufgerichtet, mit Verzierungen, Allegorien, Gemälden uud Inschriften versehen.

Fünf Skizzen der Gemälde sind aufbewahrt worden: Die Vermählung Philipps des Schönen, Sohn des Kaisers Maximilian, mit der Prinzessin Johanna von Oestreich — Die Schlacht von Nordlingen — Jason erobert das goldene Vließ —

Herkules besiegt den Drachen der Hesperiden — der Siegesjubel nach der Schlacht von Callao.

Als ob eine Krankheit mit Schonung gewartet hätte, bis der unvergleichliche Meister alle diese herrlichen Schöpfungen vollendet hatte, so zeigte sich erst die böse Gicht, als Rubens seinen spätern Lebensabend erreichte. Sie machte ihm so viele Schmerzen und Beschwerden, daß ihm das Gehen sehr schwer wurde. Er konnte also nicht bei dem Doppeltriumphe, den der einziehende Fürst und seine Kunstwerke hervorriefen, gegenwärtig seyn; aber der Bruder Philipps des Vierten beehrte den Maler mit seinem Besuche. Auch Maria von Medicis erschien während ihrer Verbannung oft im Atelier des Meisters, und sprach mit ihm über die von ihm gelieferten Werke im Palaste Luxembourg.

Der Prinz traf Rubens von seinen Kindern umgeben, deren Erziehung er mit vielem Glück leitete. Er sprach mehrere Stunden mit dem Künstler, besuchte dessen Atelier, durchblätterte alle Cartons und nahm von dem Meister Abschied, indem er ihm dieselbe Huld und Gnade zusicherte, welche ihm vormals der Erzherzog Albrecht gewidmet hatte. Nach und nach aber verlor der unerreichte Maler

den Gebrauch seiner Hand. Er war so zu Unthätigkeit verurtheilt; mit dieser stellte sich Mißmuth ein, bald folgte der Tod. Das Bedürfniß, Bilder zu schaffen, war zu mächtig in seinem Leben gewesen; er erlitt Tantalus-Qualen, saß er vor seiner Leinwand, blickte er auf die unbenutzten Pinsel.

Das Leben des Künstlers war groß und herrlich gewesen. Wenn er der Vergangenheit gedachte, sonnte er sich in seinem Ruhme, wie nie ein Künstler zuvor. Auch war es ihm vergönnt, als ihm die letzte, schwere Stunde schlug, alle Die um sich zu versammeln, denen er einen unsterblichen Namen hinterließ. Seit geraumer Zeit hatte er alle Arbeiten, alle Spaziergänge eingestellt; die Tage gingen ihm also nur in seinem Familienkreise dahin. In dieser seiner letzten Lebenszeit waren seine Gedanken nur mit Gott und dem zukünftigen Leben beschäftigt. Zwei seiner Söhne hatten sich dem geistlichen Stande gewidmet: sie waren an seinem Sterbebette. Ein heftiger Gichtanfall endete dies schöne Künstlerleben am 30. Mai des Jahres 1640.

Die Trauer war allgemein. Die Leiche wurde in der Kirche des heiligen Jacob zu Antwerpen beigesetzt. Vor dem Sarge wurde auf einem schwarz-

sammtenen Kissen eine goldene Krone getragen; der ganze Adel, der Magistrat, die Geistlichkeit, die Künstler, und Tausende, welche den Menschen wie den Künstler hoch verehrt hatten, folgten dessen sterblichen Ueberresten zur stillen Gruft. —

Es war gerade vierzig Jahre her, daß Rubens, voll glühender Hoffnung für die Zukunft, nach Venedig abreis'te. —

Ende.

Druck von C. S. Krausche in Camenz.

PAD: 03SZ1077

<14+>0413NVC4505S7

GHP: 03 SZ1077

P
03
SZ
1077